



Klosterbrief 2023



Liebe Familiaren, liebe Freunde,

Vom Heiligtum her Segen und Gruß. Mit Freude kann ich jetzt, wenn auch verspätet, den Klosterbrief auf den Weg schicken. Mit Freude auch deshalb, weil diesmal die Väter Symeon und Panteleimon inhaltliche Texte beisteuern. Der eine ist konkret durch die Doktorarbeit eines Theologen angeregt worden, der zur Laienbruderschaft des Athosklosters Watopädi gehört. Vtr. Panteleimon beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem heiligen Dionysios und insbesondere den verschiedenen Übersetzungen seines anspruchsvollen Corpus ins Deutsche. Der andere ist die Einleitung zu einer größeren Schrift, an der Vtr. Symeon arbeitet. Darin geht es um Fragen des geistigen Lebens und der Kultur insgesamt, die durchaus über das rein Katechetische hinausgehen. Des heiligen Evangelisten Johannes Weisung, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind, setzt ja voraus, daß sowohl die Kriterien hierfür zugänglich sind, als auch unser geistiges Gespür intakt und nicht überlagert oder vernebelt ist. Insofern geht es natürlich auch hier um Reinigung und Heiligung. Nun ragt die Frage, wie denn Gedanken, Vorstellungen, Entwicklungen usw. entstehen, wie wir einerseits, was von Gott kommend schlechthin gegeben ist, und was als menschliche Antwort auf das Geschenk des Seins sich in die göttliche Allharmonie fügt, und andererseits das, was der Einheit mit Gott sich entzieht, ihr widerstreitet und der göttlichen Ganzheit des Seins feindlich ist, wie wir die geistige Quelle der jeweiligen Erscheinungen erkennen und dann konkret damit umgehen, in tiefere geistige Zusammenhänge, die gar nicht so einfach darzustellen sind. Zwar bietet die Heilige Überlieferung eindeutige Kriterien der Unterscheidung, aber sie verweist auch immer wieder darauf, wie wichtig es ist, daß der Mensch selber bewußt an sich arbeite, daß er dämonischen und magisch-medialem Trug nicht auffalle, sondern kraft des gottmenschlichen Mysteriums im Heiligen Geiste dem Sog der Entstaltung widerstehe und den Sinn des Erdendaseins im rechten Sein und Tun erfülle. Insofern gehören beide Texte inhaltlich und sachlich zusammen, und sie fügen sich gut zu dem, was mit Bau der Kirche im weiteren Sinne sichtbar wird.

+ Symeon und die Väter mit mir

Schönheit als Offenbarung Gottes

– von Vater Panteleimon –

Zum heiligen Dionysios

Der heilige Dionysios ist einer der großen Kirchenväter der Antike, in dessen Schriften sich die mystische Theologie der heiligen orthodoxen Kirche umfassend entfaltet, und der die Seele des Menschen auf dem Weg der Liebe und Erkenntnis zur mystischen Einheit in Gott führen möchte. Die Schriften des Heiligen atmen zutiefst den Geist der Herzensruhe und des Friedens (Hesychia), so daß es umso paradoxer ist, daß ihre Bedeutung in der westlichen theologischen Wissenschaft oft heruntergespielt und ihre Echtheit in Zweifel gezogen wird. So wurde und wird teilweise noch heute die Hypothese vertreten, daß das Corpus Dionysiacum von einem unbekannten Autor des 6. Jahrhunderts verfaßt worden sei, der lediglich das Pseudonym des Dionysios benutzt habe, weshalb er in der westlichen Literatur stets als „Pseudo-Dionysios“ firmiert. Ursache dieser Fehleinschätzung ist der Umstand, daß viele Quellen aus dem orthodoxen Osten im Westen unbekannt oder gar nicht zugänglich waren. Dies wurde gewiß verstärkt, durch die im 11./12. Jahrhundert einsetzende Verationalisierung der Theologie, insbesondere seit dem Zeitalter der Scholastik, wo für den mystischen Zugang immer weniger Raum gelassen wurde.

Eine Quelle ist die 2. Predigt des heiligen Johannes von Damaskus (ca. 650–750) zum Hochfest der Entschlafung der Allheiligen Mutter Gottes, die er am Hochfest selbst in der Höhlentirche, wo sich das Grab der Mutter Gottes befindet, in Gethsemane zu Jerusalem in Gegenwart der gesamten jerusalemitischen Hierarchie hielt. In dieser zitiert er die „Euthymianische Geschichte“, wo der hl. Juvenal, Patriarch von Jerusalem im Jahre 451 der Kaiserin Pulcheria von der Entschlafung Mariens berichtet, und dabei aus dem Buch „Die Göttlichen Namen“ des hl. Dionysios zitiert. Das heißt, dem heiligen Juvenal waren die Areopagitika im Jahre 451 schon bekannt. Eine weitere Quelle sind die Kommentare des hl. Maximos des Bekenner zu den Schriften des heiligen Dionysios. In diesen erwähnt er im Kommentar zum 5. Kapitel der Himmlischen Hierarchie, daß schon der große Dionysios, Bischof von Alexandrien (+264) seinerseits einen Kommentar zum „gottgeweihte Dionysios“ geschrieben habe. Die Areopagita müssen dann natürlich älter als der um die Mitte des 3. Jahrhunderts verfaßte Kommentar sein. Die kirchliche Überlieferung besagt, daß die areopagitischen

Schriften aus der apostolischen Zeit stammen (1. – 2. Jahrhundert) und erst später öffentlich zugänglich wurden. Das ist durchaus nachvollziehbar, denn die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte bewahrten sehr bewußt noch eine Arkandiszipulin – denn um die heiligen Lehren wirklich zu erfassen, bedurfte und bedarf es einer geistigen Reife und Bereitung. Daher wollte und konnte man das Heilige nicht einfach jedem („den Vielen“) schriftlich zugänglich machen, denn in jeder Verschriftlichung liegt die Möglichkeit von Fehldeutungen und Mißverstehen. Obnehin war damals noch die mündliche Überlieferung „von Mund zu Herz“, und die ungeschriebene „von Geist zu Geist“, von größerer Bedeutung, zumal Bücher nicht allen einfach zugänglich und viele des Lesens und Schreibens unkundig waren.

Der hl. Dionysios war vor seiner Bekehrung zum Christentum mit den antiken Mysterien vertraut und wirkte als Archon des Areopages, des obersten Gerichtes Athens; vermutlich war er selbst Mysterienpriester. Durch Paulus und Hierotheos ist er in die paulinisch-johanneische und die allgemeine neutestamentliche Theologie und Geistigkeit eingeführt worden. Später ward er Nachfolger des Hierotheos als Bischof von Athen. Soviel ist sicher, daß er in einer tiefgegründeten Geistestradition steht. So können wir mit Sicherheit davon ausgehen, daß er diese Überlieferung weitergeführt und aufgrund seiner Geistesgröße und der besonderen Innigkeit seiner lebendigen Gottbeziehung selber schulbildend gewirkt hat. Ob das Corpus Dionysiacum, so wie wir es kennen, nun von ihm selbst oder seinen Schülern aufgezeichnet wurde, ist daher zweitrangig. Jedenfalls ist seine Theologie und sein ganzer mystischer Zugang bis auf den heutigen Tag grundlegend für die orthodoxe Überlieferung.

Die Schriften des Heiligen

Es sind uns insgesamt 4 Bücher und 10 Briefe des Heiligen überliefert. Zum ersten die beiden Bücher über die Hierarchien, nämlich die Himmlische und die Kirchliche, dann das Buch über die Göttlichen Namen und schließlich die Mystische Theologie.

Im Buch über die himmlische Hierarchie geht es um Leben und Wandel der Engel, um die Frage, worin sich die neun Chöre der Engel unterscheiden, was ihr Wesen, ihren besonderen Charakter ausmache, in welcher Beziehung sie zu Gott, der Allheiligen Dreifaltigkeit, und zu einander stehen. Und weil die himmlischen Mächte die Vorbilder der Engel im Leibe, der Gottgeweihten, sind, gibt das Buch auch Einblick in das Mysterium der Gottesweihe, also in Geist und

Leben des orthodoxen Mönchtums. Das zweite Buch befaßt sich mit der Hierarchie der Kirche als Abbild der geistigen, der Engelhierarchie. Welche kirchlichen Ordnungen gibt es, was sind ihre Aufgaben, in welcher Beziehung stehen sie zu einander? Welche Mysterien (Sakramente) gibt es, und wie werden sie vollzogen? Vor allem aber geht es dem Heiligen darum, welche geistige Wirkmacht die verschiedenen Ordnungen und Mysterien haben, wie also die göttlichen Gnadenkräfte – die wir auch mit dem heiligen Gregor Palamas als »göttliche Energien« bezeichnen – durch sie wirken und wie sich das Gotteswerk, die »Theourgie« im Zusammenwirken »Synergie« zwischen Gott und Mensch vollzieht.

Im Buch über die göttlichen Namen geht es um den kataphatischen Weg der Gotteserkenntnis. Kataphatisch heißt „bejahend“ oder auch „zusprechend“. Auf dem kataphatischen Weg der Erkenntnis bemüht sich der Mensch in allen Dingen der Schöpfung, seien es stoffliche oder unstoffliche, mittelbar das Wirken Gottes, also Seine göttlichen Kräfte, zu schauen. Dabei beginnt der Mensch bei den gottnäheren, den unstofflichen Dingen. Er bemüht sich, Gottes Kraftwirkungen im Guten, in der Schönheit, in der Weisheit oder im Sein zu schauen und steigt dann immer weiter hinab zum Licht, zur Sonne, zur Luft, zum Feuer, zum Felsen und zu allen weiteren Dingen der Schöpfung. Der heilige Dionysios sagt, daß diese letztgenannten stofflichen Dinge für den kataphatischen Erkenntnisweg geeigneter seien als die höheren geistigen Dinge, weil der menschliche Geist weniger an ihnen haften bleibe. Auch laufe er nicht Gefahr, derartiges selber schon für Gott zu halten, wie es etwa bei der Weisheit, dem Sein, oder der Güte eher der Fall sein könnte. So vollzieht er mit dem kataphatischen Abstieg – bis zu den stofflichen Dingen der Schöpfung – in Wirklichkeit einen Aufstieg, weil er noch in den einfachsten Dingen dieser Erdenwelt die Wirkungen Gottes erkennt und so unablässig seinen Geist zu Gott erhebt.

In der „Mystischen Theologie“, der kürzesten Schrift der Areopagitika, beschreibt der Heilige den »apophatischen« Weg, also den „verneinenden“ oder „absprechenden“. Hier geht der Mensch den umgekehrten Weg. Er beginnt bei den niederen Dingen und steigt zu den höheren, geistigen auf, wobei er alle Dinge und Begriffe verneint und losläßt. Selbst solche Begriffe wie Weisheit, Sein und Geist. So wendet er sich immer mehr Gott – dem in Wahrheit Unauslotbaren und Unsagbaren – zu und gelangt in einen Zustand, der noch jenseits dessen liegt, was man Schau nennt. Diesen Zustand nennt Dionysios Ekstasis (das Außer-sich-Sein), d.h. der Mensch tritt aus sich heraus und findet sich im überlichten göttlichen Dunkel wo er sich mit Gott in Liebe vereint.

Lehre und Theologie des Hl. Dionysios

Den Schriften, und damit der Lehre und Theologie des Heiligen, ist eine besondere Kraft eigen, den Geist des Menschen aus den Bedingtheiten des irdischen Daseins und der Welt hinauf zu Gott, in die Ewigkeit, emporzuheben. Aus den Worten des Heiligen spricht die tiefe lebendige geistige Erfahrung: die mit allen Fasern ersehnte und zugleich beseligend erlittene Verähnlichung und Einung mit Ihm, dem Urewigen. Und zu solcher lebendiger Erfahrung will er auch seinen Nächsten hinführen. Diese Verähnlichung (gr. *aphomioïsis*) und Einung (gr. *enosis*) mit Gott ist auch das Ziel einer jeglichen Hierarchie. Hierarchie ist eine Wortschöpfung des heiligen Dionysios. Es besteht aus den beiden Wörtern: *hieros* und *arché*. *Hieros* bedeutet geweiht, heilig und göttlich, im Sinne von „in Beziehung zu Gott stehend“, „von Gott herrührend“ und „Gott geweiht“. *Arché* bedeutet Ursprung, Anfang, Ursache, aber auch Herrschaft und Reich. Hierarchie ist also »Herrschaft des Heiligen, der Urquell aller Weihe oder auch Gründung im Heiligen. Diese umfassende »Herrschaft des Heiligen« gehört unabdingbar zum Wesen und Sein der Kirche, der kirchlichen Hierarchie und eines jeden Mitgliedes des heiligen Volkes Gottes. Das bedeutet, der Christ ist erwählt hierarchisch zu werden, indem er sich selbst ganz und gar vom Heiligen durchdringen lässt, und alle Dinge, einschließlich seiner selbst, von dort her betrachtet und all sein Tun und Lassen, all seine Kräfte, kurz: sich selbst, sein ganzes Leben in den Dienst des Heiligen stellt. Solcherart nähert sich der Mensch der »Verähnlichung« und wird bereitet für die gnadenhafte Einswerdung mit Gott – was der heilige Dionysios und mit ihm die ganze heilige Überlieferung mit dem Begriff der »Vergottung« umschreibt. Was aber sind die Vorraussetzungen dafür?

Nach dem heiligen Dionysios sind es die Liebe und die „allein heilig gewirkte“ Erfüllung der Gebote. An den Worten „allein heilig gewirkt“ wird deutlich, daß es Dionysios nicht um eine äußerliche Erfüllung der Gebote im Sinne einer Gesetzhaltigkeit oder Moralität geht – denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig – sondern um das „Wie“, die Art und Weise. Im Griechischen steht hier „*hierourgiais monos teuxometha*“, was wörtlich übersetzt „allein im Weihewirken vollzogen“ heißt. Der griechische Begriff *hierourgia*, Weihewirken, wird vornehmlich für die Rituale und liturgischen Vollzüge des rechthrenden Kultes benutzt. Das Wort *teuxometha* bedeutet wörtlich „wir fertigen (an)“, der »kratir tetymmenos« ist z. B. der wohlgearbeitete Kelch. Damit macht der Heilige deutlich, daß das Tun der Gebote Gottes den Charakter eines

liturgischen, priesterlichen Handelns besitzt. Die Gebote sollen „einzig heilig gewirkt sein“, also nach Art einer liturgischen Handlung, eines Gottesdienstes. Die Erfüllung der Gebote ist Gottesdienst, also keine Pflichtübung, kein Zwang, sondern Handeln aus Liebe! Denn – so sagt der Heilige – mit seiner Liebe und mit der Erfüllung der göttlichen Gebote erweist der Christ seine Liebe zu Gott und wird von Gott, seinem Vater, geliebt; und dieser wird mit Seinem Sohn kommen und bei ihm Wohnung nehmen (Joh. 14, 23). An dieser wie auch an vielen anderen Stellen wird die Nähe des hl. Dionysios zum hl. Johannes dem Theologen deutlich, die enge Verwandtschaft des johanneischen und des dionysischen Geistes.

Die Liebe und die Frucht, die sie bringt – die praktische Verwirklichung der Gottesweisungen – bilden den Kern der dionysischen Theologie. Die Areopagitika bieten keine abstrakte oder rational-akademische Theologie und handeln auch nicht von abstrakten Moralitäten, sondern sind Zeugnis einer gelebten Theologie, wahrer Gottesweisheit, eines vom göttlichen Sein durchwalteten Lebens. Deswegen sagt der Heilige im Buch über die göttlichen Namen im 3. Kapitel: „Am Anfang einer jeden Tätigkeit, besonders aber der Theologie, stehe das Gebet.“ Theologie wird erst echt, wenn sie vom Gebet getragen und von der Gotteskraft durchlichtet ist. Wir erkennen hier wieder das Prinzip der ›Synergie‹, des Zusammenwirkens von menschlichem Mühen und göttlicher Gnade. Die Theologie muß also vom Gebet durchdrungen sein. Und in seinem Brief an Bischof Polycarp schreibt er: „In Sanftmut lerne man die überweise Wahrheit unserer Religion“.

Was aber heißt Sanftmut? Was tut der Sanftmütige? Der Sanftmütige ist nicht angrifflich. Er meidet das Analysieren und Ausforschen. Er will das Geheimnis Gottes, das Mysterion, nicht enthüllen, weil er es so gewaltig erlebt. Weil er das Göttliche eben erlitten hat. Und auch dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes gegenüber, ist er sanftmütig. Das bedeutet, er kategorisiert und psychologisiert nicht, sondern läßt das Geheimnis des anderen Menschen unenthüllt stehen.

Weiter schreibt der Heilige über seinen gotterfüllten Altvater: „*Ou monomathon, alla kai pathon ta theia*“, er habe die göttlichen Dinge nicht nur erlernt, sondern erlitten und erlebt. Diese Gnade hat sich von Hierotheos auf Dionysios und seine Nachfolger übertragen. Und dieser Gnadenstrom fließt im orthodoxen Mönchtum bis auf den heutigen Tag. Als z. B. unser Altvater Johannes in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Heiligen Berg lebte, schickte ihn sein Altvater Gerassimos im Vorfeld der Weihe des Großen

Schima zu Altvater Athenagoras von Nea Skiti. Bei den Kellioten ist es üblich, daß mehrere Altväter einer solchen Weihe zustimmen müssen. Und so sandte er unseren Altvater unter anderem eben zu Altvater Athenagoras. Und dort ging es um genau diese Frage. Der Altvater sagte: „Mein Kind, du wirst ein Kloster gründen, aber dieses Kloster muß orthodox sein.“ Vater Johannes war irritiert und sagte: „Ja, natürlich, was denn sonst?“. „Du verstehst nicht, was ich meine; es muß wirklich orthodox sein“. „Ja, was ist denn?“ Worauf der Altvater entgegnete: „Orthodoxie, das ist nicht allein das lebendige Blut der Liebe und des In-Gott-Seins und es sind nicht allein die Adern, sprich die Elemente der Heiligen Überlieferung – die Gottesdienste, der mönchische Wandel – sondern Orthodoxie, das sind die mit lebendigem, warmen Blut durchströmten Adern. Es ist das warme Blut der Hingabe, der Liebe und des Glaubens, welches in den seit Jahrtausenden gelegten Adern der heiligen Überlieferung fließt. Das Blut allein, ohne Adern auf den Boden geschüttet, stirbt schnell, doch auch die Adern ohne Blut sind genauso tot. Nur wo das Blut in den Adern fließt, ist der Mensch gesund. Das ist die Orthodoxie, nicht dies, noch das, sondern das lebendige Blut in den lebendigen Adern.“ Und in genau diesem Sinne sind die Areopagitika so lebendig und blutvoll, weil sie kein abstraktes Lehrsystem darstellen – also blutleere Adern – sondern in den Adern, welche der heilige Dionysios durch seine Schriften legt, fließt Blut – die göttliche Gnade. Zumal mit seinem Wort über Hierotheos weist der Heilige darauf hin, worauf es ihm im geistigen Leben ankommt: es geht nicht um ein Machen, ein Erforschen, Kontrollieren, Erzwingen und Beherrschen, sondern um ein Erleiden, Erleben und Empfangen, Einswerden in Liebe. Nicht um eine technische, magische Herangehensweise, sondern um den mystischen Weg der Gottesminne. In einem authentisch gelebten orthodoxen Christsein geht es um weit mehr, als nur um das Erfüllen äußerlicher Regeln und Normen, sondern um die personale, lebendige, blutvolle Beziehung eines jeden von uns zu Gott, der allheiligen Dreifaltigkeit, zur Mutter Gottes, zu den Engeln, den Heiligen, zum Altvater, den Vätern und untereinander.

Leider kommt diese Gottinnigkeit des heiligen Dionysios in vielen Übersetzungen, durch eine allzu verkopfte und trockene Sprache nicht zum Ausdruck. Darunter leiden dann auch der musische Geist der Schriften und die vielen schönen Bilder aus der Malerei, dem Gesang und der bildenden Kunst, mit denen der Heilige geistige Vorgänge und Zustände beschreibt. Auch die Übersetzung von »nous« mit »Verstand« oder »Denken, Denkkraft« ist irreführend. Denn mit »nous« ist in den Schriften der heiligen Väter fast nie der rationale Verstand, sondern meistens der »Geist« gemeint, jenes transzendente Erkenntnisorgan,

mit dem der Mensch geistig zu schauen vermag, was die Väter deshalb auch »Auge der Seele« nennen. Wenn also z. B. von den göttlichen Malern die Rede ist, welche ihr »noeron« unablässig auf die *noera euprepeia* richten, so wird der Leser mit der Übersetzung »Denkorgan« und »Gedankenschönheit« auf falsche Geleise geführt. Gemeint ist, daß die göttlichen Maler ihren Geist (*noeron*) auf die geistige urbildliche Schönheit (*noera euprepeia*) richten und dieses Bild in ihre Seele malen. Während der Heilige uns ganz philokalisch lehrt, das Bewußtsein vom Kopf ins Herz zu senken, zerren solche Übersetzungen, in welcher der Geist mit dem rationalen Verstand verwechselt wird, unser Bewußtsein aus dem Herzen in den Kopf und ins Abstrakte, und die dionysischen Wahrbilder werden so auf gedankliche Vorstellungen oder blumige Metaphern heruntergebrochen.

Nun aber wollen wir versuchen, uns auf den Spuren des heiligen Dionysios dem Geheimnis der Schönheit zu nähern. An dieser Stelle sei auf das umfangreiche und wissenschaftlich fundierte Buch »Die Theologie des Schönen und Guten beim heiligen Dionysios Areopagita« hingewiesen; insbesondere auf das Kapitel »Das Schöne – der bezaubernde Name Gottes«. Es ist die Doktorarbeit des Verfassers Vater Daniel Pupaza und wurde 2015 im Verlag des Klosters Watopedi auf dem Heiligen Berg Athos veröffentlicht. Die Lektüre dieses Buches gab nochmals den Anstoß zu den Ausführungen, welche ich mit dem Segen des Alvaters im folgenden wiedergeben möchte.

Das Schöne – Der »bezaubernde« Name Gottes

Der hl. Dionysios wird aufgrund seiner Schrift »Die mystische Theologie« besonders im Abendland »Vater der christlichen Mystik« genannt. Ebenso ist er Vater der christlichen Ästhetik, da in seiner Lehre die göttliche Schönheit als Name Gottes eine zentrale Bedeutung für die gnadenhafte Vergottung des Menschen hat. Natürlich hat der heilige Dionysios weder die christliche Mystik noch die Ästhetik erfunden, sondern steht vielmehr im göttlichen Gnadenstrom der Heiligen Überlieferung, die er selbst auch als Urüberlieferung »archaia paradosis« bezeichnet. »Archaia« bedeutet hier nicht einfach nur »alt«, sondern vielmehr »ursprünglich«, d. h. von Gott herkommend, ewig gültig.

In den areopagitischen Schriften werden die Namen des Schönen (*to kaalon*) und des Guten (*to agathon*) als die höchsten und erhabensten Namen Gottes gepriesen und sind die einzigen, welche synonym gebraucht werden können, weil sie dieselbe Kraft (*energia*) haben. Denn besonders das göttlich Schöne erweckt die Sehnsucht des Menschen, das Gebot des Herren zu erfüllen: »Ihr aber

seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“ (Mt. 5,48). Für ›vollkommen‹ steht hier im Evangelium ›teleios‹ von ›teleiosis‹ Vollkommenheit, das beim hl. Dionysios gleichbedeutend mit ›enosis‹ Einung ist. Vereinigung mit Gott, dem absoluten, vollkommenen Schönen und Guten. Im Zustand der Einung oder der Vollendung erfährt der Mensch die gnadenhafte Vergottung.

Der Name des (Ur-)Schönen für Gott wird auch von anderen Kirchenvätern benutzt, zum Beispiel den kappadokischen Vätern. Der hl. Basilius sagt von Gott, daß Er von unbeschreiblicher Schönheit sei und bezeichnet Gott als großen Künstler und wunderbaren Dichter, der die Welt als ein riesiges Kunstwerk schuf. Wenn also Gott, der Urschöne, vor und jenseits allen Seins (to hyperousion kalon) die Schöpfung hervorbringt, dann macht Er sie gleichzeitig schön. Was Gott macht, das macht Er auch schön. Darum heißt es in der Schöpfungsgeschichte der Bibel: „Und Gott sah an alles was Er gemacht hatte, und siehe, es war sehr schön (kala lian)“, was die meisten Bibelübersetzungen jedoch mit ›gut‹ übersetzen.

Der heilige Gregor von Nyssa schreibt über den eingeborenen Sohn, daß Er schön und jenseits alles Schönen sei, und er nennt Gott „die Fülle alles Guten und Schönen“ und „den ersten und einzig Schönen und Guten“. In seiner Auslegung zum Lied der Lieder, dem Hohelied Salomos, in welchem es um die Liebesbeziehung der menschlichen Seele – der Braut – zu Christus, ihrem himmlischen Bräutigam geht, spricht er von der „unbeschreiblichen Schönheit des Bräutigams“, und daß die Seele – Braut „in der Nähe der unzugänglichen Schönheit selber schön werde“; und weiter, daß die Seele erst von der „unsichtbaren Schönheit“ berührt wird, wenn sie „Jungfrau“ wird, denn „eine solche liebt die Schönheit des Bräutigams und wendet durch diese Liebe sich Ihm zu“, „damit der Mensch als keusche Jungfrau Gott angetraut und dem Herren verschmolzen, ein Geist mit Ihm werde“. Durch Seine Schönheit also führt Christus, der Bräutigam, Seine Braut, die Seele, zur heiligen Hochzeit. Dies ist das Geheimnis des Hohen Liedes der Liebe, wie der heilige Gregor selber sagt: „Ein größeres Geheimnis als das des Hohen Liedes vermag menschliches Hören und Wesen weder zu finden noch zu erfassen. Darum wird das Heftigste unter allem was Lust, Freude und Begehren erweckt, nämlich die Leidenschaft des Eros, in geheimnisvoller Weise andeutend als Hinführung zur Wahrheit des Glaubens gebraucht. Wir sollen daraus lernen, daß die Seele, die ihren Blick auf die unzugängliche Schönheit der göttlichen Natur heftet, diese so sehr liebt und hingezogen wird – wie auch der Leib sich zu dem ihm vertrauten und verwandten hinneigt – daß sie [die Seele] dadurch die sinnliche Leidenschaft in Ruhe verwan-

delt, so daß alle fleischliche Bestimmtheit völlig erlischt und unser Bewußtsein, vom göttlichen Feuer durchlodert, das der Herr auf unsere Erde zu bringen kam, ganz für den allein wahren Gottesgeist in heiligem Liebesbegehren erglüht.“

Im 4. Kapitel der Göttlichen Namen betrachtet der hl. Dionysios den göttlichen Namen der Schönheit in seiner ganzen Tiefe und Weite und unterscheidet ganz deutlich und klar zwischen dem Wesen und den Kräften Gottes.

Altvater Georg, der Abt des Athosklosters Gregorion, der unser deutsches Kloster in Buchagen viele Jahrzehnte lang mit seinem Rat und seinen heiligen Gebeten unterstützte, schreibt in einem seiner Bücher, daß eine der Grundvoraussetzungen der Theologie die Unterscheidung zwischen dem Wesen und den Kräften Gottes sei, ja, daß es ohne diese gar keine echte Theologie gebe; deshalb gebe es keine echte Theologie im Westen.

Tatsächlich unterscheidet schon der hl. Dionysios, dem die echte Theologie durch Erleben zuteil ward, sehr klar zwischen dem »Urschönen vor und jenseits allen Seins« (*to yperousion kalon*), womit das Wesen Gottes selbst gemeint ist, und den Kräften und Wirkungen (Energien) Gottes, die er mit dem Begriff der »Schönheit« (*to kallos*) benennt. Was bei Dionysios »Kräfte« (*dynameis*) genannt wird, heißt bei anderen Vätern »Wirkungen« (*energies*). Daher übersehe ich auch im folgenden den griechischen Begriff »to kalon«, immer mit der/das »Urschöne«, womit dann immer Gott selbst Seinem Wesen nach gemeint ist, während ich »to kallos«, also Kraft und Wirkungen (Energien) des Urschönen, mit »Schönheit« wiedergebe. Die Kennung in den liturgischen Texten der Kirche für die göttlichen Energien lautet »Gnade und Kraft« oder »Einwohnung und Einwirkung des Heiligen Geistes«.

Dabei weist Dionysios ausdrücklich darauf hin, daß das Urschöne und die wirkende Schönheit hinsichtlich des alles hervorbringenden Urgrundes (also Gottes dem Wesen nach, hier konkret der Urschöne) nicht zu trennen seien. Zu unterscheiden seien sie nur im Hinblick auf das Daseiende, welches kraft der Teilhabe an den göttlichen Wirkungen diese besondere Seinsqualität gewinne. Wir nennen also dasjenige schön (*kalon*), was an der göttlichen Schönheit (*to kallos*, göttliche Kraft und Wirkung) Anteil hat. Schönheit als Kraft ist mithin eine immerwährende Ausstrahlung jenes Urgrundes, des Wesen Gottes selbst; seitens der Geschöpfe aber die Teilhabe daran, wodurch alles Seiende im Himmel und auf Erden erst wahrhaft schön wird.

Wir unterscheiden also notwendig zwischen dem inneren Sein der Gottheit und der Schöpfungswelt, der Sphäre des Daseins in Raum und Zeit. In Gott, dem „alles hervorbringenden Urgrunde“ sind Urschöne und Schönheit nicht zu

trennen. Denn Er ist ja Seinem Wesen nach der Urschöne, und die Schönheit (als Kraft und Wirkung) gründet in Ihm und geht immerdar von Ihm aus. Und wenn die Schönheit aus Ihm erstrahlt (wie auch die anderen Kräfte, die in den Namen Gottes benannt werden), so bleibt sie doch zugleich untrennbar von Seinem Wesen. Ein großes Mysterion: Aus Gott geht die wirkende Kraft der Schönheit als etwas Eigenes hervor, Er selbst aber ist ihr Urgrund; Er „besitzt“ sie nicht durch Teilhabe wie die Geschöpfe, sondern aus sich selbst.

Anders ist es jedoch hienieden in unserer raum-zeitlichen Erdenwelt, der Sphäre der geschaffenen Dinge. Hier ist notwendig zwischen dem Urschönen (Gott) und der Schönheit (Kraft und Wirkung) zu unterscheiden. Die Geschöpfe besitzen die Schönheit nicht aus sich selbst wie Gott, sondern indem sie Anteil an der Schönheit, der schönheitswirkenden Gotteskraft, haben.

Hier bringt Dionysios noch eine Verdeutlichung an: Obgleich »das urwesentlich und absolut Schöne« (*to yperousion kalon*) alles Daseinde und Denkbare überschreite, bringe es doch eine »quellströmende Schönheit« (*pigaia kalloni*) hervor, welche das Schönwerden der seienden Dinge und Wesen wirke.

Diesen aus dem Urgrunde hervorquellenden schönheitswirkenden Kraftstrom nennen wir mit Dionysios auch »die Schönheit an sich« (*autokallos*) wörtlich: »die Selbst-Schöne«. Es ist jene urseiende Schönheit, die aus Gott hervorquellend aus sich selbst heraus besteht und daher Macht hat, in anderen Dingen oder Wesen ein gottgemäßes Schönwerden zu wirken. Jenes »auto« hat also eine tiefe theologische Bedeutung und drückt aus, daß die Schönheit als göttliche Kraft ihr Schönsein »aus sich selbst« besitzt, nicht aus Teilnahme – so, wie Gott Seinem Wesen nach das Urschöne selber ist. Mit dem Ausdruck »auto« macht der hl. Dionysios deutlich, daß »die Schönheit«, wie auch alle anderen Kräfte, die in den göttlichen Namen erscheinen, »ungeschaffen« sei. Ungeschaffen wie das Wesen, wie Gott selbst. Daher ist in dieser aus Gott hervorstrahlenden Kraft Gott selbst vollkommen gegenwärtig. Daher offenbart und schenkt sich Gott in Seinen Wirkungen und Kräften uns Menschen. Das Verströmen der göttlichen Kräfte ist Erweis der überbordenden Barmherzigkeit Gottes, denn auch hierin geschieht liebende »Selbstentäußerung« (*kenosis*), wie sie dann nochmals in der Fleischwerdung des Sohnes Gottes gipfelt, nur daß diese Kenosis noch anderer Art ist. Unsagbar und den menschlichen Verstand überschreitend ist das Mysterium der Menschwerdung Gottes aus der jungfräulichen Mutter Gottes Maria, unsagbar und den menschlichen Geist überschreitend der Hervorgang der göttlichen Wirkungen aus dem göttlichen Wesen. Betrachten wir die Schönheit der Schöp-



fung oder der echten heiligen Kunst, so erlauschen wir darin den Widerhall der Schönheit Gottes selbst, des Ewigen Wortes.

Gott wirkt durch Seine Kräfte alles in allem, und ruht doch zugleich jenseits all dessen in sich selbst. Die geschaffenen Dinge haben also nicht Anteil an der Urschöne, die ja Gott selbst in Seiner Unergründlichkeit ist, sondern an jenem

ungeschaffenen aus dem göttlichen Wesen hervorquellenden Schönheitsströme, jener Selbst-Schönheit – der göttlichen Kraft und Wirkung. Und diese Ur-Schöne, aus der die Schönheit hervorgeht, ist kein abstrakter Gedanke, sondern wahrhaft seiendes Ursein vor und jenseits allen Seins und Nichtseins; sie ist der personale Gott des Evangeliums, der Gott der Apokalypse, der sich in dieser, aus dem göttlichen Urgrunde selbst hervorquellenden Schönheit offenbart. Und nur diese Schönheit, die am göttlichen Wesen Anteil hat, ist im eigentlichen Sinne wahrhaft »schön« zu nennen. Das hat weitestreichende Bedeutung für das Schaffen orthodoxer Sakralkunst und die Gestaltung orthodoxer Lebenswelten insgesamt, einschließlich der Entfaltung der wahren Gestalt des Menschen.

Eine besondere Offenbarungsweise der Schönheit ist die verborgene Offenbarung Gottes. Mit diesem »verborgen« (krypti) weist der heilige Dionysios darauf hin, daß die urseiende Schönheit, die allein vollkommen, makellos und rein ist, einen ureigenen wesenoffenbarenden Duft besitzt, den allein die gereinigte geistige Wahrnehmungskraft der Seele wahrnimmt. All jene Dinge, die an der göttlichen Schönheit teilhaben, verströmen auch diesen ureigenen geistigen Duft. So können im Zustande der Reinheit manche Begnadete am geistigen Geruch der Dinge, Gedanken, Situationen, Orte usw. deren geistige Qualität erkennen.

Da ist z. B. im Kapitel über das heilige Myron die Rede von der reinen, süß duftenden Schönheit Gottes, die den Geist überschreite, doch sich zugleich nur den Geistigen geistig offenbare, den Liebhabern der Schönheit und Malern des Geistes, die das Bild dieser lieblich duftenden Schönheit in ihre Seele graben, welches sie aber verborgen halten vor der Menge, und so selber zu heiligen Ebenbildern jenes göttlichen Wohlgeruchs werden, der den wahrhaft lieblichen Duft in sich enthält und sich den echten Bildern der Wahrheit einsiegelt.

Im Buch über die göttlichen Namen heißt es, der Urschöne sei auch der Urgrund der Harmonie und des Glanzes allen Seins. Das ist die Harmonie (das Wohlgefügte) z. B. der Engelhierarchie, der kirchlichen Hierarchie oder der Hierarchie der seienden Dinge insgesamt, des Alls, das wiederum im heiligen Gesang ihren unmittelbaren Widerhall findet. Für »Glanz« steht im Griechischen »aglaia«, was auch Leuchten bedeutet, einen Lichtstrahl, der gebrochen ist und sich auffächert, wie wenn Sonnenlicht durch einen geschliffenen Kristall fällt oder sich im Wetter als Regenbogen bricht. Denn durch diese Brechungen werden ja die verschiedenen Aspekte des unerkennbaren Urlichtes überhaupt erst sichtbar.

»Die Schönheit« also leuchtet und strahlt. Die Urschöne vor und jenseits allen Seins aber ist jener »überseiende Strahl« (hyperousion aktina). Selber unsichtbar und unzugänglich – weil an ihm selbst dem Wesen nach niemand teilha-

ben kann – ist er doch zugleich die Quelle, aus der – wie Brechungen – die vielfältigen Strahlen des ungeschaffenen Lichtes ausgehen. Diese nun teilen sich den Geschöpfen mit, wodurch diese schön werden, je nach dem Grade ihrer Teilhabe.

Das Schöne ist also auch Licht oder lichterhaft. Wenn nun dieses Licht sich in die Schöpfung ergießt, so ist dies ein Ausströmen der Schönheit. Das davon Durchlichtete, und erst recht die davon geistig Erleuchteten werden schön. Denn die Erleuchtung, welche die Augen des menschlichen Geistes reinigt und zur Erkenntnis befähigt, wirkt und ist zugleich ein Schönwerden. Deshalb nennen der heilige Dionysios und viele andere heilige Väter die christliche Einweihung auch »Mysterion der Erleuchtung« (Photismos), welche das vormals Ungeordnete und Ungestalte in die göttliche Ordnung und Gestalt einführt (kosmisi tou afosmou), denn nur in der göttlichen Wohlordnung vermag das Geschöpf schön zu werden.

Man sieht also an den Begriffen eine Verwandtschaft, einen Zusammenhang des Lichtes mit der Schönheit, ohne daß der heilige Dionysios jedoch sagt, daß beide dasselbe seien. Identisch sind aber »das Schöne« und »das Gute«, denn sie haben dieselbe Kraft und Wirkung! Im Bilde gesprochen könnte man sagen, Licht – urseiend das geistige, das stoffliche daseiend – sei der Träger, der goldene Wagen der Schönheit. Licht ist eine Offenbarung und Erscheinungsweise der Schönheit; »die Schönheit« erscheint als Licht. Eine wesentliche Unterscheidung jedoch bleibt: Die Wirkung der Schönheit erstreckt sich durch ihr Leuchten zwar auf alle seienden Dinge; auch Dinge wie Blumen, Gräser und Bäume, Berge, Meere und Sterne, werden der Wirkungen der Schönheit teilhaftig; am geistigen Licht können jedoch nur Engel und Menschen teilhaben, weil diese als geistbegabte Wesen der Schau fähig sind.

Auch noch auf eine andere wesentliche Wahrheit der Schönheit weist der Heilige durch eine tiefsinnige Betrachtung der Wörter „kalon“ und „kallos“ hin: Wenn Gott „das Urschöne“ genannt wird, und Seine Kräfte „Göttliche Schönheit“, die Er aller Schöpfung mitteilt, so ruft er damit zugleich alle und alles zu sich. Denn »rufen« heißt auf Griechisch »kalein«, was wiederum mit »kallos« Schönheit zusammenhängt. Der Urschöne ruft durch Schönheit alles zu sich. Schönheit als Kraft ist also ein R u f; das Ausströmen der Schönheit wirkenden Gotteskraft ist ein Rufen Gottes, mit dem er die geistbegabten Wesen Seiner Schöpfung, nämlich die Engel und uns Menschen zu sich ruft. Und mit dieser besonderen, ureigenen Weise des Rufens und Seins erweckt Er in den geistbegabten Wesen die stärkste Kraft, nämlich den Eros, die Liebe zum Schönen und Guten. So schreibt der heilige Dionysios im 4. Kapitel der Göttlichen Namen: „Durch das Schöne entsteht die Harmonie des Alls, Harmonie zwischen den

Menschen, Freundschaften und Gemeinschaften; durch das Schöne wird alles geeint. So ist das Schöne Urgrund allen gottgemäßen, wahren Seins als dessen schöpferische Ursache; es bewegt alles Seiende und hält es zusammen durch den Eros zu seiner Schönheit.“ Hier wird deutlich, daß es einer der Haupteigenschaften des Schönen ist, die Liebe zur Urschöne, zu Gott zu wecken.

Die Schönheit ist die göttliche Kraft schlechthin, mit der Gott Engel und Menschen „bezaubert“, sie zu sich ruft und an sich zieht. Vom Schönen geht ein „Zauber“ aus, der das geistbegabte Wesen zum Ur-Schönen, zu Gott hinzieht. Durch berückende Schönheit entreißt Gott uns dem alltäglichen unbewußten Zustande und entzündet in uns den »göttlichen Eros«, der uns zur Einung mit Ihm zieht. Durch Schönheit ruft und zieht Gott alles zu sich. Mit der Liebe des Geschöpfes zum Schöpfer, weckt Er zugleich die Liebe der Geschöpfe zueinander und zur je eigenen Schönheit. Durch Liebe geschieht die Einung der geistbegabten Wesen mit Gott und einander. Der »göttliche Eros« ist die anziehende Kraft schlechthin (elktiki dynamis), die mit der göttlichen Urschöne und dem Schönsein des Geschaffenen einhergeht. Und diese Urkraft ist anders, als was die gefallene

Welt dafür wähnt, und sie ist allen solcherart schön gewordenen und werdenden Geschöpfen eigen.

So eint die große Gotteskraft »Schönheit« das Geschöpf mit Gott, mit sich selbst und dem Nächsten, führt das eine im anderen zusammen und alles zu einem. Mit des Heilandes eigenen Worten, die Sein nächster Jünger, der heilige Johannes und Sänger der göttlichen Liebe überliefert: „... auf daß sie alle eins seien, wie Du, Vater, in mir, und ich in Dir.“



Der Kampf um den Menschen

Erster Teil aus der Schrift über:

Ortung und Unterscheidung geistiger Kraftfelder und ihrer Wirkungen

– von Vater Symeon –

Der Kampf um den Menschen

„Und Gott sprach: Lasset uns den Menschen schaffen nach unserem Bilde und uns zur Ähnlichkeit (Gen.1,26) ... und Gott bildete den Menschen aus Erdenstaub und blies Lebensodem in sein Angesicht; so ward der Mensch eine lebendige Seele.“ (Gen.1,2). Nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift ist der Mensch Geschöpf Gottes, gefügt aus Erdenlehm und Odem Gottes, aus Gottesgeist und Materie, oder wie einer der Väter scherzhaft sagt, ein Mischwesen aus „Affe und Engel“. So steht der Mensch nicht im luftleeren Raume, sondern ist kraft dieser beiden Ursprünge angelegt auf die Einheit mit der irdischen Schöpfung und die Einheit mit dem ewigen Gott hin. Er ist das Bindeglied schlechthin zwischen Gott und Seiner Schöpfung.

Der Kampf um den Menschen ist so alt wie das Menschengeschlecht. Es ist ein Geschehen, welches einerseits auf der jenseitigen Ebene, im geistigen Raume sich vollzieht, andererseits in immer neuen Äußerungen in unserer irdischen Lebenswelt erscheint und wirkt. Dabei geht es nicht allein um die leibgeistige Einheit des Menschen und seine Bindung an Gott, sondern auch um die damit verbundenen Auswirkungen auf die Schöpfungsordnung insgesamt. Der Kampf gegen die leibgeistige Einheit des Menschen ist zugleich Kampf gegen die ganze Schöpfung, gegen das Leben, das Sein, letztlich gegen Gott. Die Verteidigung und Bewahrung eben dieser Einheit im Menschen ist zugleich Kampf für die Bewahrung und Heiligung der Schöpfung, des Lebens, der gottgemäßen Ganzheit des Seins. Im folgenden versuchen wir, alte und neuartige Gefährdungen des Menschseins auf ihre geistigen Hintergründe und Wirkungen hin zu erkennen und zu beleuchten.

Das erste Hindernis gegen solches Erkennen liegt schon in der Vernebelung und Leugnung der Zusammenhänge, also in dem, was Altvater Johannes als „reduktionistisches Weltbild der Moderne“ bezeichnet. Wir leben in einer Welt, wo das geistige Menschenbild schon lange keine Rolle mehr spielt. Die Anfänge dieses Verlustes lassen sich bis tief ins Mittelalter zurückverfolgen und sind schon in der scholastischen Theologie der lateinischen Kirche klar erkennbar, als man den

Begriff der „Vernunft“ (gr. Nous) auf die rationale Denkkraft einengte. Das magisch-technische Weltbild der Renaissance, Spinozas Konzept wissenschaftlicher Erkenntnis, der Kartesianismus, die Aufklärung bis hin zur Moderne sind, jedenfalls vom Standpunkt der Heiligen Überlieferung, weitere Schritte solcher Einengung der Weltwahrnehmung und -beschreibung.

Gottes- und Menschenbild hängen immer zusammen. Natürlich bleibt der Mensch stets derselbe, der er von Anfang an war, ganz unabhängig davon, was er von sich denkt oder nicht denkt, weiß oder nicht weiß. Erst recht gilt dies für Gott. Daraus ergibt sich, Gott sei Dank, das Grundphänomen, daß der Mensch auch jenseits der gerade gültigen Weltanschauungen gegen jedwede Bedrohungen seiner geistig-leiblichen Unversehrtheit Widerstand zu leisten vermag, und sei es auch nur intuitiv – wie es bei der „Coronakrise“ vielerorts zu beobachten war. Diese grundmenschliche Witterung ist kostbar und kann Leben bewahren. Aber gerade diese wird durch technisch perfektionierte Manipulation und Konditionierung der Massen zusehends überlagert und gelähmt. Angesichts der dräuenden Gefahren und Herausforderungen ist es an der Zeit, dieses natürliche innere Gespür wieder mit dem Wissen und der Erfahrung der Urüberlieferung zu verbinden und rückzukoppeln. Der Mensch läuft bekanntlich auf zwei Beinen. Um nicht zu humpeln oder einseitig zu werden, muß sich unser inneres Gespür immer wieder an der Überlieferung prüfen, wägen und messen, andererseits muß die Überlieferung immer wieder verlebendigt und aktualisiert werden durch das gesunde geistige Gespür (bis hin zur geistigen Schau) und das Herzblut menschlicher Hingabe und Entscheidungskraft. Wo die geistige Witterung im Dunklen tappt oder versagt, kann es lebensrettend sein, sich an die Überlieferung zu halten. Wo aber der Bezug zur Heiligen Überlieferung verloren geht, stolpert der Mensch schnell in geistigen Subjektivismus und gerät wie Treibholz in den Strom eines unbewußten Mitmachergeistes. „Das macht man eben heute so...“ wird dann zur Lebensnorm, zum Argument, welches alles andere wegwischt, bis am Ende der Mensch selber weggewischt ist ...

Christliche Grabkultur

Eines der vielen Symptome solcher Entwicklungen erleben wir seit Jahrzehnten im Verlust der christlichen Grabkultur. Schon Hans Sedlmeyer hat in seinem wunderbaren Buch „Verlust der Mitte“ dargelegt, wie die Grabkultur immer auch Aufschluß gibt über den geistigen Zustand eines Gemeinwesens. Viele

Menschen lassen sich heute nicht mehr traditionell beerdigen, sondern verbrennen, und selbst die Urne erhält oft keinen erkennbaren Ort und kein Mal mehr, sondern wird anonym beigesetzt, oder die Asche in einem Friedwald zerstreut. Wenn man um die geistigen Zusammenhänge, die Symbolik der Bestattungsbräuche, die Würde und Heiligkeit auch des Leibes weiß, fällt es einem immer wieder schwer aufs Herz, wenn man eine Todesanzeige erhält, wo das irdische Dasein eines Menschen auf solche „moderne“ Weise seinen Abschluß findet. Natürlich ist jeder Mensch frei und muß selbstverantwortlich auch über das Schicksal seines Leibes verfügen können. Tragisch wird es allerdings, wenn er aus Unkenntnis der Zusammenhänge und oft gut gemeinter Selbstrücknahme einem eher innerweltlichen Pragmatismus folgt und Dinge tut, deren geistige Dimension er gar nicht kennt und nicht abzusehen vermag. Daher möchte ich hier ganz grundsätzlich auf die Fragen eingehen und dabei den Standpunkt der Heiligen Überlieferung in den Blick rücken. Denn was ist einfacher, gott- und naturgemäßer als bei der jahrtausendealten Überlieferung zu bleiben, den erloschenen Leib schlicht der Mutter Erde zurückzugeben und seine Gebeine bis zum Tag der Auferstehung ihrer Obhut anzuvertrauen, statt ihn mit viel größerem technischen Aufwand dem Feuer zu übergeben? Oft spielen freilich durchaus nachvollziehbare Erwägungen eine Rolle, wie etwa der Gedanke, den Nachkommen die Grabpflege zu ersparen oder kein besonderes Aufheben um die eigene Person machen zu wollen. Zumal in Großstädten ist ein Platz auf dem Friedhof oft schwer zu bekommen, und auch teuer. Auf der anderen Seite steht freilich die Tendenz, daß die Bestattung, die doch einen elementaren Grenzübergang menschlichen Seins markiert, nämlich den von der Zeit in die Ewigkeit, wenn nicht im Denken der Betroffenen, so doch im Kalkül politischen und gesellschaftlichen Nutzdenkens jeglicher geistigen und symbolischen Seite beraubt und heruntergebrochen wird auf eine möglichst praktisch zu lösende „Entsorgungsfrage“. An dieser zugespitzten Gegenüberstellung wird deutlich, daß es durchaus um eine Grundsatzfrage geht: handelt es sich um einen geistig-kulturellen Vorgang, der die Ganzheit unseres Menschseins betrifft (ich meine Ganzheit immer von Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits, Gott und Mensch) und von daher einem höheren Gesetz unterliegt, oder aber um eine rein diesseitige, technisch-praktische Angelegenheit? Das muß jeder für sich selbst entscheiden.

Die heilige Überlieferung hat freilich eine klare Position. Aber selbst, wenn man die Orthodoxie nicht kennt, gibt schon ein Blick in die Geschichte immerhin zu denken. Wer erinnert sich noch, daß die Leichenverbrennung erst Ende des 19. Jahrhunderts aufkam? Damals war sie als ein bewußtes Bekenntnis zum Athe-

ismus und zur Ablehnung des christlichen Auferstehungsglaubens gemeint und ist auch gemeinhin so verstanden worden! Daher war sie für Christen aller Konfessionen noch bis vor wenigen Jahrzehnten undenkbar. Inzwischen aber hat die Leichenverbrennung auch in christlich geprägten Bereichen Einzug gehalten und gilt mittlerweile als modern und zeitgemäß. Erinnern wir uns daran, um ein extrem entgegengesetztes Beispiel zu nennen, welchen Aufwand unsere Altvorderen einst mit dem Bau der Großsteingräber getrieben haben, die über Generationen, und auch noch in christlicher Zeit, als Sippen-Beinhäuser immer weiterbenutzt wurden, wie man erst kürzlich in Sachsen-Anhalt wieder archäologisch feststellen konnte. Die meisten dieser beeindruckenden Grabanlagen sind im 19. Jahrhundert zerstört und zu Schotter verarbeitet worden; es war auch hier das materialistische Nutzdenken jener Zeit, dem geistige und religiöse Erwägungen als belanglos galten. Die Gegenbewegung war dann die Romantik. Auf jenen Grabhügeln hatte man einst für die Ahnen gebetet, wie wir auch heute an den Gräbern unserer Lieben beten und ihrer gedenken. Ähnlich verhält es sich mit den Krypten unserer alten Kirchen, wo über den Gräbern der Heiligen und Stifter die Göttliche Liturgie (Messe) gefeiert ward, und es eine Ehre war, so dicht wie möglich am Heiligen zu ruhen, nahe der göttlichen Gegenwart in Leib und Blut Christi.

Nachdem in der gesamten Steinzeit, soweit man aus den archäologischen Befunden weiß, die Menschen in der Erde bestattet wurden, trat die Leichenverbrennung in der Eisenzeit auf (Urnenfelderkulturen ab etwa 1000 v. Chr.), als die Zeiten kriegerischer und krisenhafter wurden. Von manchen wird diese Sitte mit der aus dem Osten kommenden Auenreligion in Zusammenhang gebracht, denn die Edda berichtet, daß, nachdem Loki den blinden Hödur angestiftet hatte Baldur zu erschießen, dessen Leiche auf einem ausgesetzten Schiffe verbrannt worden sei. Bei den Wikingern war dies eine übliche Bestattungsart für Höhergestellte. Die Urnenbestattung setzte sich jedoch keineswegs flächendeckend durch, sondern die ältere Tradition wurde in Teilbereichen gewahrt; die Körperbestattung im Kammergrab unter dem Erdhügel war vor allem Königen und Adligen vorbehalten.

Seit dem 2./3. Jahrhundert n. Chr. läßt sich dann im gesamten germanischen Bereich allmählich die Rückkehr zur Körperbestattung feststellen, was nunmehr mit dem Christentum zusammenhängt, auch in jenen Räumen Germaniens, die weit von römischem Einfluß entfernt lagen. Ein Charakteristikum ist dabei die auch heute oft noch übliche Ost-West Ausrichtung der Gräber. Der Entschlafene blickt der aufgehenden Sonne entgegen, dem uralten Symbol Gottes und der Auferstehung am Jüngsten Tag, welches schon in der alten bronzezeitlichen Reli-



Darstellung eines Sonnenkreuzes aus der Bronzezeit in Mitteldeutschland

gion eine zentrale Rolle gespielt hat und auch später noch, neben der spätgermanischen Religiosität der Wikingerzeit, weiterbestand, etwa im Kult der Irminsul. In der Bibel des Alten Testaments gibt es vor allem in den prophetischen Büchern etliche Stellen, wo es um die Auferstehung der Toten und die damit verbundene Bedeutung der Gebeine geht. So sah der Prophet Hesekiel in geistiger Schau, wie am Ende der Zeiten die Gebeine der Toten wieder zusammenkommen und lebendig werden (Hes. 37, 1–14). Diese

wichtige Stelle wird jeden Karfreitag am Ende des nächtlichen Gottesdienstes zur Grablegung Christi gelesen. Im Neuen Testament endlich führt uns die Auferstehung des Heilandes klar die ewige Einheit von Leib und Geist vor Augen. Auch die Essener und Teile der Pharisäer lehrten die Auferstehung der Toten, während die Sadduzäer sie ablehnten. Paulus vermochte im Hohen Rat dem gegen ihn gerichteten Prozeß eine Wendung zu geben, indem er sich zur Auferstehung bekannte und auf die dort strittige Frage abhob. Unter den frühesten Kirchenvätern ist es der hl. Irenäus von Lyon, Entelschüler des hl. Apostels und Evangelisten Johannes, der ausführlich von der Heiligkeit des Leibes und der Auferstehung des Fleisches schreibt. Daher darf, wie bei Christus selbst, den Christen „kein Bein zerbrochen“ (Joh. 19, 36), geschweige denn der Leib verbrannt werden. Urchristlicher Brauch ist von Anfang an die Erdbestattung gewesen; oft wurden nach einigen Jahren die Gebeine gehoben und in einem eigenen Ritual im Beinhaus niedergelegt, wie es heute noch in unseren Klöstern und in ländlichen Gebieten Griechenlands und des weiteren christlichen Ostens der Fall ist.

Der Niedergang der christlichen Grabkultur steht *pars pro toto* für eine ganze Reihe von Phänomenen der Entgeistigung und des kulturellen Zerfalls, die sich über viele Jahrzehnte, teils über Jahrhunderte eingeschlichen haben und inzwischen gültige Norm und Sitte geworden sind, die heute kaum jemand mehr in Frage stellt. Zwar überkommt den einen oder anderen ein mulmiges Gefühl bei all diesen Entwicklungen, deren lebensfeindliche Tendenz inzwischen immer deutlicher wird, und viele Einzelne oder Mutige leisten, wie zu allen Zeiten, so auch heute in Einzelfragen Widerstand, doch wird der größere geistige Zusam-

menhang oft nicht erkannt. Der wird nämlich erst vor dem Hintergrund der heiligen Überlieferung klar, die auch Kriterien der Unterscheidung und Maßstäbe des Handelns bietet. Die abendländischen Konfessionen versagen in dieser Frage nicht allein wegen ihres politischen Opportunismus, sondern weil sie das Menschenbild der Moderne gänzlich angenommen haben und selber vertreten. Das ist wohl einer der Gründe ihrer geistigen Rat- und Wehrlosigkeit.

Doch sind auch angesichts apokalyptischer Züge der Zeit weder Untergangsstimmung noch Verzweiflung am Plage. Vielmehr gilt es, geistig zu erwachen, das eigene Herz zu öffnen und den Ruf des „unbekannten Gottes“ (Apg.17,23) zu hören, heimzukehren und in Ihm zu leben. Er gibt uns Seinen Frieden, „doch nicht wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ (Joh.14, 22), denn seit je tobt der Kampf nirgends heftiger und schärfer als eben gegen den Leib Jesu Christi, die Kirche.

Doch wieso eigentlich immer Kampf? Wäre es nicht besser, sich aus allem rauszuhalten und einfach ein ehrliches Leben zu führen, ohne großen religiösen Überbau? Doch lehrt uns nicht allein die Heilige Überlieferung, sondern auch die eigene Erfahrung, daß es in keiner Weise um religiösen oder sonstwelchen ideologischen „Überbau“ geht. Vielmehr macht uns allein schon die Tatsache unseres Menschseins zur „Partei“. Der Kampf um den Menschen ist, wie gesagt, so alt



Orthodoxe Gräber auf dem Buchhäger Friedhof

wie der Mensch selbst. An unserer Erschaffung entzündete sich schon in der Ewigkeit, bevor überhaupt Zeit begann, ein vor- oder überzeitlicher Konflikt also, der schließlich zum Sturze Luzifers samt seinem Anhange führte. Und dieser Konflikt besteht nach wie vor, und wir müssen ihn in den Blick nehmen, wenn wir zu einer nüchternen, realistischen und ganzheitlichen Sicht der Dinge gelangen wollen. Der Mythos vom Sturz der Engel bietet eine geistige Aufklärung, in deren Licht die rein philosophische, nur so genannte „Aufklärung“ geradezu als Verfinsterung erscheint. Unter „Mythos“ verstehen wir nämlich keine phantastischen Märlein, sondern eine angemessene Weise überzeitliche Wahrheit in menschliche Sprache zu fassen. Er sei hier, frei erzählt, in Kürze wiedergegeben.

Der Streit im Himmel und Luzifers Fall

Als Gott sich anschickte die stoffliche Schöpfung und schließlich den Menschen als deren Krönung zu erschaffen, sollten die Engel diesem neuen Geschöpfe Mensch hilfreich beistehen, um ihn in stetigem Aufstiege zu immer größerer Gottesliebe und Gotterkenntnis emporzuführen. Da widersprach einer der hohen Erzengel, Luzifer (der Lichtträger), und wandte ein, daß ein derart merkwürdiges Mischwesen aus Erdenlehm und Gottesodem wohl kaum zur Gotterkenntnis fähig sein könne, und verweigerte sich dem ihm aufgetragenen Dienste. Denn er meinte, daß es sich für so hohe Geistwesen wie Erzengel nicht zieme, einen solchen Dienst zu übernehmen. Dieses *non serviam*, „ich werde nicht dienen“ Luzifers ist zum fliegenden Wort nicht nur der Teufel und Dämonen, sondern auch vieler Menschen geworden, bis auf den heutigen Tag. Hierauf entbrannte der besagte Streit im Himmel. Große Unruhe entstand unter den Engeln, bis der Erzengel Michael austrat und die entscheidende Frage stellte: Wie könne Luzifer, der doch selber als Geschöpf nur über stückweise Gotterkenntnis verfügt, den Ratschluß Gottes, seines allguten und allmächtigen Schöpfers, in Frage stellen? In heiligem Zorne rammte er seinen Speer in den Boden und sprach: „Mi-Cha-El“, das heißt: „Wer ist wie Gott?“, und im selben Augenblick fiel Luzifer samt allen, die ihm folgten, vom Himmel auf die Erde „wie ein Blitz“ (Luc. 10, 18), also in die raumzeitliche Sphäre, die sie doch so sehr verachteten.

Was sagt uns dieser Mythos? Was war geschehen? Gott hatte den Menschen als gemischtes Wesen aus Staub der Erden und aus Seinem göttlichen Odem erschaffen als „Engel im Leibe“, als ein Wesen, welches einerseits unter den Engeln stand, andererseits die Welten verbindend berufen ist, kraft

der gnadenhaften Gottempfängnis „Ort und Art Gottes“ in der Schöpfung zu werden, womit ihm gar ein höherer Rang als Berufung und Verheißung zuge-
dacht war. Der gottragende Mensch hat nämlich – von Gott her – die priesterli-
che Aufgabe, die Schöpfung zu heiligen und in Gott zu halten, und nur deswe-
gen sind in ihm beide „Welten“ verbunden, und deswegen ward er „Krone der
Schöpfung“ genannt. So ist der Mensch nicht nur selber Teil der Schöpfung, son-
dern wird aufgrund der geheimnisvollen geistleiblichen Verwobenheit zum Schick-
sal der Schöpfung, so daß bei seinem Sündenfall die ganze Schöpfung mit ihm
fiel und seither „der Offenbarung der Kinder Gottes harret“ (Röm. 8,19). Diese
merkwürdige Verschränkung, diese im Menschen als solchem, als „Adam“ liegende
Polarität von Zeitlichkeit und Ewigkeit, Geist und Leib, Stärke und Schwäche,
Unterlegenheit und göttlicher Würde überstieg die Erkenntnisraft auch jenes lich-
ten Erzengels, denn es war etwas vollkommen Neues und Unerwartetes, wie es
eben nur Gott hervorbringt. Verwirklicht ist dieser urmenschliche Auftrag in her-
vorragender Weise in der allheiligen Mutter Gottes Maria, welche die Kirche
daher als „geehrter als die Cherubim und unvergleichlich herrlicher als die Sera-
phim“, besingt, und die zum Vorbild der Verwirklichung des gottmenschlichen
Mysteriums ward, soweit dies dem Menschen möglich ist. Deshalb steht sie in der
himmlischen Hierarchie gar noch ü b e r den höchsten Engelchören.

Die Erschaffung des Menschen forderte also die Engel heraus, auch ihrer-
seits zu höherer und tieferer Gotterkenntnis aufzusteigen. Die Konfrontation mit
dem scheinbar Geringen und zugleich Unbegreiflichen rief die geistigen Mächte
zur Selbstüberwindung, zur Ganzhingabe, ja zur Selbstentäußerung, eben zum
reinen Dienst. Und eben dies war dem so erhabenen und geehrten Lichtträger zu-
viel. Vertrauen, Ehrfurcht, Gehorsam und Liebe waren wie weggesetzt, heißer
Unwille stieg auf, verletzte Eitelkeit, Neid und Haß brachen sich Bahn. Seither
versucht Luzifer den Beweis anzutreten, daß er Recht hatte und der Mensch letzt-
lich doch nur ein „Fleischfloß“ sei, ein Stück Vieh, ein Ding ...

Ich finde es nun äußerst bemerkenswert, daß das moderne materialistisch-
technische Menschenbild eben diesem teuflischen Gedanken im doppelten Sinne
aufsitzt, indem es den Menschen „wissenschaftlich“ auf eine Art Biomashine redu-
ziert, die dann mit allerlei Technik zum transhumanistischen „**Neuen Menschen**“
perfektioniert werden könne – wenn das nicht bloß die Möhre ist, mit der man
das Vieh zur Schlachtbank lockt. Das liegt nun gänzlich auf der luziferischen Li-
nie, der seit jeher alles tut, um den Menschen von Gott zu entfernen, in Gegen-
satz zu Ihm zu stellen und in ihm möglichst noch jede Erinnerung an die göttliche
Wirklichkeit endgültig auszutilgen.

Die Überlieferung sagt also klar, daß der Kampf gegen den Menschen nicht allein von bössartigen und verblendeten Menschen ausgehe, sondern vorab schon von den gefallenen Engeln, die wir auch Teufel und Dämonen nennen. Die irdischen „Vollstrecker des Bösen“ sind lediglich ihre Marionetten. Mit ihrem Haß führen sie den Menschen in die Irre und in den Abgrund. Aber eben dadurch nötigen sie ihn auch, seine gottgegebenen Wahrnehmungskräfte zu erwecken und Stellung zu beziehen. Denn sie scheuchen uns auf, und im besten Fall erwachen wir und flüchten in die Arme Gottes, im schlechtesten Falle aber versangen wir uns in ihren subtil gestrickten Netzen und werden am Ende gar noch ihre willfährigen Werkzeuge. Der erste große „Erfolg“ dieses satanischen Geistkampfes war die Verführung des Menschen zum Ungehorsam gegen Gott, der den Verlust der ursprünglichen gottmenschlichen Einheit und die Sterblichkeit des Menschen, genauerhin des Leibes, nach sich zog (Gen.3). Doch nach wie vor ist der Mensch ein „geistbegabtes Wesen“, wie die Engel, und hat die Möglichkeit der Heimkehr zu Gott. Weil aber der Mensch nur in der jeweiligen Gegenwart und in der lebendigen Einheit von Geist, Seele und Leib sich dem göttlichen Urbilde annähern und in die Einheit mit Gott eintreten kann – das ist der tiefere Sinn unseres Erdendaseins – geht es nach „teuflischer Logik“ jetzt vor allem darum, Gottesodem und Leib zu entzweien und ihre feinschastliche Einheit auf jedwede Weise zu untergraben und zu zerstören – um der Trennung von Gott Dauer zu verleihen.

Allerdings können die Dämonen den Menschen zunächst nur über Stimmungen und Gedanken, d.h über seine sinnlichen und fleischlichen Seelenkräfte beeinflussen. Sie belügen, schrecken und verführen – mehr können sie nicht, es sei denn, der Mensch verhülfe ihnen selbst zur Tat. Aus diesem Grunde betonen die heiligen Väter die große Bedeutung der **Unterscheidung der Geister und der Gedanken**. Unter Gottgeweihten stellt die Offenbarung der Gedanken beim Altvater eine unabdingbare Grundlage geistigen Lebens und geistigen Kampfes dar, und in der Unterscheidung der Geister und Gedanken erweist sich die eigentliche „mystische“ Kunst und Wissenschaft.

Hier wäre zu unterscheiden zwischen „gezielten“ Gedanken einerseits, die den Menschen als Einzelnen treffen, wie etwa die „Anwürfe“ der Dämonen zur Rechten oder zur Linken, oder die Aufstachelung negativer Leidenschaften (Eier, Haß, Selbstsucht etc.), und andererseits den „schwebenden“ Gedanken. Letztere sind allgemein verbreitete Lehren, Ideen, Philosophien, Trends und Moden, die keine Rückbindung zu den göttlichen Urbildern haben und deshalb keine natürliche Resonanz in der geistigen Natur des Menschen finden. Daher müssen sie ihn über das Alltagsbewußtsein oder allfällige Schwächen angehen, also über Gedanken

und Stimmungen ihn beschleichen, umnebeln und schließlich „einfangen“. Dabei können sie durchaus sehr „aufgeklärt“, „vernünftig“ oder gar „moralisch“ daherkommen.

Solange nämlich der Gedanke abstrakt bleibt, hat er wenig Kraft; wird er aber mit einem möglichst starken Gefühl verknüpft, sei es Angst oder Gier, Sehnsucht, Mitleid, entfaltet er erstaunliche Wirkungen. Nicht umsonst gehört der „emotionale Appell“ in Werbung und Politik zum manipulativen Handwerkszeug des Fachmannes. Je stärker das angesprochene Gefühl, umso eher wird der Verstand und erst recht das geistige Gewahren übertönt. Wenn dann die entsprechende Stimmung das Gemüt vollends erfasst, wird der Gedanke angenommen und zur Überzeugung, und die Verführung gewinnt Macht über den Menschen und bestimmt sein Handeln und Denken. Ein solcherart manipulierter Mensch kann, wenn er durch nachhaltige Wiederholung entsprechend konditioniert ist, dann selber zum Multiplikator des dämonischen „Gedankens“ und zum Versucher für andere werden. Auch sogenannte „Narrative“ können, wenn sie entsprechend emotional aufgeladen sind, nachhaltige Wirkungen entfalten.

Zu ihrer luziferischen Eigenart gehört es einerseits, noch die ewige Wahrheit selbst und jedes in echter Erfahrung gründende Zeugnis als bloße „Narrative“ hinzustellen, andererseits aber der gewollten Lüge stets etwas Wahrheit beizumischen, um das geistige Gespür der Menschen zu überlisten. Schon das Lockwort Satans „Ihr werdet sein wie Gott“ (Gen.3,5) war ja nicht ganz gelogen, sondern verdreht eine echte Verheißung Gottes – um ihre Erfüllung zu verhindern. So ist es z.B. im Wissenschaftsbetrieb nicht ungewöhnlich, daß eine solide Erkenntnis, die entsprechend potenten Gruppen mißfällt, als „lediglich e i n e Hypothese unter anderen“ (falschen) hingestellt wird, um die Sache zu vernebeln und Dinge zu befördern, die das Licht des Tages scheuen müssen. Wahre Verähnlichung und Vergottung vollzieht sich selbstverständlich einzig und allein im liebenden Zusammenwirken mit Gott und in der mystischen Einheit mit Ihm – niemals aber in der Entfernung oder unabhängig von Ihm. Was der Teufel als Fälschung darbietet, ist der Griff zum *magicon*, zur janusköpfigen Frucht vom Baum des bloß abstrakten, einseitigen, technischen Wissens, die, wo sie nicht in der Kraft geistiger Neugeburt überwunden wird, den „zweiten“, nämlich den geistigen Tod nach sich zieht.

Bei der geistigen Einordnung und Wertung von Narrativen, Geistesströmungen, Lehren, Religionen und Ideologien ist daher die Untersuchung ihres jeweiligen Gottes- und Menschenbildes außerordentlich hilfreich. Denn das Gottesbild einer Kultur oder Lehre sagt ja oft nur sehr bedingt etwas über Gott selbst

aus, spiegelt aber unbedingt die Art, Erkenntnis und Geistigkeit ihrer Vertreter wider. Exemplarisch seien im folgenden einige weitere Motive und Lehren vorgestellt, die auf der Oberfläche vielleicht harmlos oder gar einleuchtend scheinen mögen, in ihrer Wirkung aber die gottmenschliche Einheit blockieren oder hintertreiben und weder in der Wahrheit noch im Wunsch, diese zu erkennen, gründen, sondern im Machtanspruch jenseits der Wahrheit.

Künstliche Gottesbilder der Neuzeit

Dazu müssen wir gar nicht weit gehen. Nehmen wir nur die in der Geschichte des Abendlandes wirksamen Vorstellungen vom **vermenslichten** (anthropomorphen), vom **trägen** (*deus otiosus*), vom **fernen**, sowie vom **abstrakten Gott** (Gott als reine Denkfigur), die als Philosopheme und nicht zuletzt in der universitären Theologie eine nicht geringe Rolle gespielt haben und spielen. Vom Standpunkt der Heiligen Überlieferung her müssen wir sie als „zeitgeistig“ und überlieferungsfeindlich einschätzen. Oft wurden Modelle, die gerade als besonders hochrangig galten, in das Gottesbild übertragen, wie etwa die Entwicklung des Uhrwerkes zur Vorstellung Gottes als des großen Uhrmachers führte. Bemerkenswert bei all diesen Gottesvorstellungen ist, daß sie eine vielleicht *cum grano salis* denkbare Metapher verabsolutieren, also Gott auf ein allzu menschliches Bild reduzieren, und alles Walten und Wirken auf Erden dem Menschen allein, ohne „Einmischung“ Gottes, überlassen wissen wollen. Derartiges kommt dem äußeren Menschen natürlich sehr entgegen, führt aber auch zu Selbstherrlichkeit und Größenwahn. Das fällt jedem sofort auf, der von der Heiligen Überlieferung her kommt. Die Väter lehren nämlich die **Synergie**, das freie und harmonische Zusammenwirken von Gott und Mensch, die eine lebendige Beziehung voraussetzt, wobei dem menschlichen Mühen die göttliche Gnade entgegenkommt. Nun aber zu den „philosophischen“ Gottesmodellen.

Klassische Beispiele für das **vermenslichte Gottesbild** wären die antiken heidnischen, dem Schicksal und den Leidenschaften unterworfenen Götter. Aber auch der hemdsärmelig kumpelhaft daherkommende Jesus mancher protestantischer Richtungen gehört eigentlich hierher. Da scheinen Gott oder die Götter im Kern nicht viel anders als Menschen, außer daß sie über besondere Kräfte verfügen und tendenziell unsterblich sind – doch gibt es sogar sterbliche (heidnische) Götter. Auch der Christus der Arianer und ihrer Nachfolger ist gar erklärtermaßen nicht Gott. Die solcherart vorgestellten „Götter“, die „von Natur gar keine Götter sind“ (vgl. Gal. 4,8; 1.Kor. 8,5) werden dann auch nicht sonderlich ernst genommen.

In diesem Zusammenhang müßte auch das Phänomen des religiösen Krämergeistes genannt werden (die bibl. Kennung ist „Kanaan“), der glaubt, mit Gott Tauschgeschäfte zum Zwecke irdischen Wohlergehens betreiben oder bei Ihm „Verdienste“ als geistige Sicherheit anhäufen zu können. Die philosophische Kennung ist das sogenannte *do ut des*, „ich gebe, damit Du gibst“. Calvinisten wiederum glaubten in einem einseitigen Verständnis der alttestamentlichen Weisheitstheologie, ihre Gottgefälligkeit am materiellen Wohlstand ablesen zu dürfen.

Auch das Gottesbild vom trägen Gotte (*deus otiosus*) ist dadurch entstanden, daß menschliche Vorstellungen die Stelle einer lebendigen Gotteskenntnis und -beziehung einnehmen. Sei es die primitiv mechanistische Vorstellungen der Renaissancezeit, daß Gott die Schöpfung wie ein Uhrwerk gebaut und aufgezogen habe, und sich dann „träge“ zurückgezogen habe und alles ohne weiteres Eingreifen und Zutun so vor sich hin laufen lasse. Anhänger dieser Richtung meinten dann, daß die Welt Seine Gegenwart vielleicht auch gar nicht nötig hätte, weil doch alles so wunderbar festgelegt sei. Aus diesem Vorstellungsräume speist sich andererseits auch die sogenannte Theodizee, jene zumeist im Ton des Vorwurfes gestellte rhetorische Frage, wieso denn der allmächtige Gott das Elend in der Welt zulassen könne, und nicht dies oder das tue. Damit setzt man Gott letztlich auf die Anklagebank des menschlichen Moralismus.

Dann gibt es die verschiedensten apokalyptischen und „chiliastischen“ Bewegungen, die das Anbrechen eines Reiches des Hl. Geistes erwarten (Joachim v. Fiore), oder dasselbe militant errichten wollen (Hussiten). In Wahrheit ist aber dieses Ewige Reich mit dem Kommen Jesu Christi und der Herabkunft des Heiligen Geistes an Pfingsten längst angebrochen, womit unserem Sein und Tun hier ganz andere Bahnen gewiesen sind.

Die andere Seite des Bildes vom „trägen Gotte“ ist ja die Behauptung, daß der Mensch auf sich selbst geworfen sei, was wiederum jeglichen innerweltlichen Aktivismus rechtfertigt. Hier äußert sich wieder, was in der Heiligen Schrift „Amalek“, der „Machergeist“ genannt wird. Der christliche Weg hingegen ist weder untätig noch aktivistisch, sondern ein *tertium datum*, welches als ein geistig gewahrendes Voranschreiten in Leben, Tun und Sein beschrieben werden könnte. Der Heiland sagt ja schlicht und klar: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (Joh. 15, 5). „Frucht bringen“ ist ja etwas lebendiges, was aus dem Sosein erwächst, gerade nichts technisches, künstlich gemachtes.

Draстischer noch wird es bei jenen Apokalyptikern, die den Messias auf die Erde zwingen wollen, indem sie den erwarteten Weltenbrand selber entfachen.

Solche Versuche, den „trägen Gott“ endlich „aus dem Sessel zu holen“, sind wiederum „Amalek“, fleischlicher Machergeist, in Reinkultur. „Träger Gott“ und menschlicher Machergeist sind zwei Seiten derselben Medaille. Auf sie zielt das Wort, das Gott durch den Psalmisten spricht: „Vierzig Jahre hat mich dies Geschlecht verdrossen, bis ich sprach: sie schweifen immer wieder ab mit ihren Herzen, meine Wege werden sie wohl nie erkennen. Bis ich schwur in meiner Glut: sie erreichen nie die Stätte meines Friedens.“ (Ps. 94)

Der ferne Gott. Bei den Kabbalisten gibt es seit Isaac Luria die Vorstellung vom Zimzum. Die besagt, daß „Gott für uns Platz gemacht habe, damit wir unsere eigene Welt haben können“ (I. Freemann). Die vermeintliche Unabhängigkeit von Gott ist ein Weg der Trennung, also der Sünde! Und der wird hier gar als Grundlage menschlicher Freiheit postuliert. Ursprünglich vielleicht anders gemeint, kommt auch solche Lehre dem modernen Menschen äußerst entgegen. Wo Gott nicht ist – eine Utopie *par excellence* – ist dann auch das „Tu, was du willst“ der Crowleyaner nicht weit. Der ferne Gott steht aber auch hinter dem falsch verstandenen Parusiebegriff. Parusie bedeutet ja Ankunft, Gegenwart, wird aber oft übersetzt mit „Naherwartung“: Irgendwann am Ende der Zeiten komme Gott, jetzt aber sei Er nicht da, und bis dahin müssen wir eben zusehen, wie wir hier allein zurechtkommen. In Wahrheit aber ist Gott immerdar hier und jetzt gegenwärtig, Er ist in uns und „bei uns, bis an der Welt Ende“ (Mat. 28, 20).

Der abstrakte Gott. Hier sei der „Große Baumeister aller Welten“ der Freimaurer genannt. Er ist eine Art neutrale Projektionsfläche, die jeder deuten kann, wie es ihm zusagt, sei es ein Schöpfergott, die „Weltvernunft“, die „Selbstorganisation der Materie“ oder der „Urknall“.

Unser Altvater Johannes prägte den Begriff vom „Sündenfall des Abendlandes“, was sich auf die Verwechslung des gotterkennenden Geistes (gr. *Nous*), der im Herzen wohnt, mit der fleischlichen Vernunft des Menschen, dem Hirnverstande bezieht. Tatsächlich hielten schon die scholastischen Theologen des Hochmittelalters, den menschlichen Verstand (*ratio, intellectus*) für das Göttliche im Menschen. Theologie mußte daher unbedingt logisch und Gott beweisbar sein. Bei Thomas v. Aquin ist die (gedankliche) Logik das Kriterium für Wahrheit schlechthin. Das führte zur Ablösung sowohl der geistigen Begriffe von ihrem Seinsgrunde in Gott (Verabstrahierung), als auch der Theologie von der lebendigen geistigen Erfahrung und Schau. So entwickelte sich der Rationalismus des Abendlandes, der sich über Renaissance und Aufklärung bis in die Wissenschaftsgläubigkeit unserer Tage immer weiter zuspitzte und in dialektischer Wendung in totalitäre Unvernunft und Größenwahn umzuschlagen droht.

Deutlich ins Negative geht die Vorstellung vom bösen Schöpfergott. Sie besagt, daß der Schöpfer (Demiurg) die Materie geschaffen habe, um den Geist des Menschen im Leib gefangenzusetzen. Daher müsse der Mensch sich vom bösen Leibe befreien oder diesen gar zugrunde richten. Am Ende müsse der Mensch wieder zu einem reinen Lichtgotte (Luzifer?!) aufsteigen, der sein eigentlicher Ursprung sei. Der Geist allein sei gut, die Materie *ipso facto* böse, weshalb möglichst schon die menschliche Fortpflanzung zu vermeiden sei. Solche und ähnliche Lehren und Tendenzen wurden und werden in den verschiedensten Religionen und Philosophien vertreten und haben teilweise fragwürdige asketistische Züge entwickelt. Beispiele finden sich im indischen Jainismus, im Buddhismus, im Gnostizismus, Manichäismus, bei Bogomilen und Katharern. Über Augustin von Hippo sind manichäische Züge ins lateinische Christentum gelangt, und auch unter Orthodoxen ist die wahre Ordnung der Dinge, die uns die Heilige Überlieferung zeigt, nicht immer klar.

Es scheint eine grundmenschliche Versuchung zu sein, dem Leibe, unserem getreuen Mitstreiter im geistigen Kampfe, dem „guten Esel, auf dem wir reiten“, die Schuld an unserer Unvollkommenheit zuzuschreiben. So sind auch in die Religion leibfeindliche Tendenzen eingedrungen, die noch den Aufrichtigsten verwirren können. Daher mahnen uns die Väter: „Wir haben nicht gelernt Leibestöter zu sein, sondern Leidenschaftstöter“, und betonen, daß also die Ursache der Sünde weniger in unserer leiblichen Beschaffenheit als vielmehr in einer geistigen Fehlbildung zu suchen sei.

Ein tendenziell leibfeindliches Weltbild geht nicht zuletzt mit der Lehre von der **Reinkarnation** einher. Denn nach dieser wäre der Leib nur ein „Übergangsvehikel“ zum nächsten Erdenleben, hätte also keinen wesenhaften Bezug zum eigentlichen Menschen. Erst am Ende der Wiedergeburtsskette könne der Geist dem Leibe schließlich im Nirvana gänzlich entraten. Die Religionswissenschaft unterscheidet den Begriff der „Seelenwanderung“, der in den alten Religionen und Philosophien herrschte, vom neuzeitlichen Begriff „Reinkarnation“. (RGG–Religion in Geschichte und Gegenwart–Bd.4 S.254) Dieser findet sich erstmals bei G. E. Lessing in seinem Werk „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ 1780, § 94ff. Während in den echten alten heidnischen Religionen Indiens die Wiedergeburt stets als übles Schicksal, als ein unentrinnbares Verhängnis aufgefaßt ward – wobei der Mensch immer auch „absteigen“ und in der neuen „Reinkarnation“ als Tier, Pflanze vegetieren oder gar in leblosen Dingen der Schöpfung als Gefangener schmachten konnte – hat man in der Neuzeit den Gedanken der „Reinkarnation“ mit dem Evolutions- und Fortschrittsglauben verbunden und in

einen positiven Wert verwandelt. „Der Gedanke der Reinkarnation wurde systematisiert im Kontext des Spiritismus (L. D. Nivali, d. i. A. Kardec), in der Theosophie (H. P. Blavatsky) und den aus ihr abgeleiteten Weltanschauungen wie der Anthroposophie R. Steiners. Er ist darüber hinaus genuines Element zeitgenössischer Esoterik und neuer religiöser Bewegungen.“ (RGG) Eine wichtige Neuerung besteht darin, daß nach diesen jungen Lehren kein Rückfall ins Tierreich mehr erfolgen könne, sondern vielmehr, wenn einmal die „Menschenstufe“ erreicht sei, ein kontinuierlicher Aufstieg in die geistige Welt kraft aufsteigender Reinkarnation bevorstehe. Dahinter steht auch der Gedanke, daß die (wie auch immer vorgestellte) geistige Entwicklung unmöglich in einem Menschenleben erfolgen könne. Der Glaube an das Dogma der Reinkarnation gilt in esoterischen Kreisen als Ausweis höheren spirituellen Bewußtseins schlechthin, und wer es ablehnt, sei eben geistig „nicht ernstzunehmen“.

Alle Versuche, Reinkarnationsvorstellungen in der Bibel aufzuspüren und sonstwie mit dem christlichen Glauben zu verbinden, konnten schon darum nicht erfolgreich sein, weil die Reinkarnationslehre mit dem Gedanken der Selbsterlösung verbunden ist – mithin ein göttliches Erlösungswerk überflüssig wäre. Die Vorstellung, daß der Mensch aus sich heraus, sei es durch Wiedergeburten oder was auch immer, die Bedingung oder Voraussetzungen für den Eintritt ins Reich Gottes, oder was an dessen Stelle gesetzt wird, erwirken könne, ist schon dem Judentume, und erst recht dem Christentume ganz und gar fremd. Im Psalm 48, 8–9 heißt es: „Kann denn der Mensch sich selber erlösen? Nein, er vermag es nicht, Gott jemals Sühnung zu leisten, den Preis der Erlösung seiner Seele zu zahlen.“ Es gibt auf Erden nichts, was unseren Eintritt ins Himmelreich oder unsere Erlösung rechtfertigte, als allein das göttliche Erbarmen. Da sich angesichts Gottes keiner der Lebenden als gerecht erweist (Ps. 142, 2), steht Sein Erbarmen weniger den „Gerechten“, als vielmehr den umkehrenden Sündern offen (Mt. 9, 13) und ist nicht von Reinkarnationen, geistigen oder anderen Leistungen abhängig. Denn selbst zum mitgehenkten Mörder am Kreuze, der Ihn gegen die Beschimpfung des anderen in Schutz nahm und Ihn bat: „Herr, gedenke meiner, wenn Du kommst in Dein Reich“, spricht der Heiland: „Wahrlich ich sage dir: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein.“ (Lk. 23, 43) Dieses Heute ist von entscheidender Bedeutung. Das Heil geschieht nicht irgendwann, nicht in ferner Zukunft, sondern hier und jetzt. „Hier und jetzt muß ich den Anfang machen, das ist die Wandlung, die die Hand des Höchsten wirkt“ (Ps. 76, 11) singt schon der Psalmist, und der hl. Apostel Paulus ruft uns zu: „Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade; jetzt ist die Zeit des Heils.“ (2. Kor. 6, 2). Weder hat Gott

vorher bestimmt wer in Sein Reich kommt (Prädestination), noch hat der Mensch ein wie auch immer gedachtes Maß an „Geistigkeit“ oder sonstiger „Leistung“ als Zugangsvoraussetzung anzusammeln. Vielmehr liegt alles an der Einheit mit Ihm, einem „Geschenk der Umkehr“ und der liebenden Hingabe, wobei dem Mühen des Menschen die Gnade Gottes entgegenkommt. Entscheidend ist die Beziehung.

Nun scheint dem „modernen spirituellen“ Abendländer heute nichts ferner zu liegen, als die Erkenntnis und das Heil Jesu Christi. Das beruht nicht unbedingt auf dem Mangel an „Geistigkeit“, sondern auf spezifischen Blockaden und Ungereimtheiten, die der gefallenen Natur des Menschen entsprechen und durch den Verlust der Heiligen Überlieferung verstärkt werden. Neben dem schon erwähnten Hang zum Machergeist und zur Selbsterlösung, muß hier die weitverbreitete Haltung genannt werden, wonach manche Leute sich als über den Traditionen stehend wähnen. Zu diesem Zweck werden vermeintliche „Essenzen“ bedeutender Lehren extrahiert und, nachdem man die Dinge aus ihrem organischen gottgegebenen Zusammenhang „gelöst“ hat, geht man daran, sie neu zu synthetisieren. Das können sowohl durchsichtige Idiosynkrasien als auch hochfein entwickelte Lehrsysteme sein. Vor allem auf das Christentum und praktizierende Gläubige wird dann mitleidig oder offen verachtend herabgeschaut. War die Menschwerdung Gottes „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit“ (1.Kor.1, 23), so ist sie dem mit Hilfe von Technik, Spiritualität, Magie oder Okkultismus sich selbst als „Gotttheit“ inthronisierenden Zeitgenossen erst recht eine Zumutung, ja, eine unerträgliche und daher auszuschaltende Konkurrenz. Die Folgen solcher geistigen Abdrift und das ganze Unheil dieser im Kern antichristlichen Mentalität entfalten sich uns Heutigen mehr und mehr zu einer Art Gruselpanorama.

„Antichristlich“ bzw. „antikirchlich“ hat dabei zwei Bedeutungsebenen: einmal der gewaltsame physische Kampf gegen den Leib Jesu Christi, die Kirche, wie unter den römischen Kaisern, im Islam, in der französischen Revolution oder unter Kommunisten und Nazis – dann aber auch im Sinne des „sich an die Stelle Christi setzens“, also den Platz Gottes selber einnehmen wollen. Das „sich an die Stelle setzen“, geschieht entweder kraft eines einfachen Etikettenschwindels, wo sich etwas Kirche nennt, was gar nicht Leib Christi ist, oder aber verdrängend, indem Kirche als überflüssig erklärt wird und stattdessen konstruierte „Meta-Traditionen“ behauptet und propagiert werden.

Der „Kampf“ Gottes um den Menschen

Beim Erlösungswerk Gottes von „Kampf“ zu sprechen ist natürlich ein Notbehelf. Sein „Kampf“ überschreitet ja alles, was Geschöpfe, Engel oder Menschen unter Kampf verstehen oder kennen. Er geschieht jenseits von alledem, denn Gott „kämpft“ eben auf göttliche Weise. Einerseits überschreitet Seine Fleischwerdung alles Begreifen, andererseits ist es doch so einfach, schlicht und wahr, daß wir es sehenden Auges nicht erkennen, es hörenden Ohres nicht verstehen. Der Mensch gewordene, offenbarte und aller Welt verkündete Gott bleibt zugleich der ungreifliche, der verborgene, der unbekannte Gott. „Er war in der Welt, und die Welt ist durch Ihn gemacht, aber die Welt erkannte Ihn nicht. Er kam in Sein Eigentum, und die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Wie viele Ihn aber aufnehmen, denen gibt Er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ (Joh. 1, 10f.) Er kam als Herr in Sein Eigentum, als Vater zum verlorenen Sohn, als Arzt zum Kranken, als Kind zur Mutter, als Geliebter zum Geliebten. Einerseits hat das Heilswerk Seiten, die uns übernatürlich und wunderbar erscheinen, wie die Erweckung des Lazarus, das Laufen über das Wasser, und vor allem die Auferstehung; andererseits fügt es sich ganz in die Bahnen der Schöpfungsordnung, wie Geburt, Leiden und Sterben. Damit zeigt Er, daß es Seine Schöpfung, und daß sie tatsächlich sehr gut ist (Gen. 1).

Es sagt einiges über die Kampfunfähigkeit des gefallen Menschen, daß der Heiland in diesem Kampf alleine streitet, wie schon Jesaja prophezeite: „Ich trete die Kelter allein, und ist niemand unter den Völkern mit mir ... und ich sah mich um, und da war kein Helfer“ (Jes. 63, 3f.) Entscheidend aber ist, daß Er als Gottmensch das Erlösungswerk an sich selbst vollzieht: „auf daß Er in Seinem eigenen Fleische die Sünde richte, damit jene, die in Adam sterben müssen, durch Ihn selbst, Deinen Gesalbten, das Leben erlangen [...], um alles in sich selber zu erfüllen“, wie es im Hochgebet der Basileiosliturgie heißt. Er hat unseren Kampf ausgefochten und den „Wurm“ überwunden. Jesus Christus hat gesiegt (ICXC NIKA). Er ist der ewige Sieger. Überliefert ist der Gebetsruf unserer frühchristlichen Ahnen: „Frauja armen – Sihora armen!“ – „Herr erbarme Dich – Sieger erbarme Dich!“

Für uns hat sich somit der Kampf in eine Aufgabe ganz eigener Art gewandelt. Da gilt es zuerst, Dankbarkeit gegenüber Gott zu erwerben, um in kindlich liebender Teilhabe zu Ihm heimzukehren. Der Heiland selbst hat durch Seine Fleischwerdung den ursprünglichen Sinn und Auftrag des Menschen erfüllt, Gott und Seine Schöpfung zu heiligen. Gleichzeitig erfüllte Er aber auch den ursprünglichen Auftrag der Engel, nämlich den Menschen zu Gott zu führen. In Seiner Hingabe und Selbstentäußerung legte Er den Ungeist und die Heuchelei

der gottesdienstverweigernden Engel bloß. Gegen den Ungehorsam setzte er Seinen Gehorsam, gegen den Haß Seine Liebe, gegen den Unwillen der Verblendeten Seine Hingabe, gegen Selbstherrlichkeit und Eigennutz Seine Selbstentäußerung, gegen Eitelkeit Demut, gegen Zorn Sanftmut, gegen Murren Dankbarkeit, gegen den Abgeist die Freude, gegen Entstellung und Häßlichkeit die Schönheit ... als Allmächtiger nahm Er die Ohnmacht an und verkündete angesichts Seines Todes siegesgewiß: „Jetzt geht das Gericht über die Welt, nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden. Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erden, so will ich sie alle zu mir ziehen. Das sagte er aber, zu deuten, welches Todes er sterben würde.“ (Joh. 12,31f.) Wie Mose eine Schlange in der Wüste erhöhte, also ward der Menschensohn am Kreuze erhöht (Joh. 3,14). An diesem neuen Baum des Lebens ward Er selbst zur Frucht, mit der Er uns Gefallene nun „verlockt“, doch diesmal nicht zum Tode, sondern zum ewigen Leben. An alledem sehen wir, wie der Heiland als Allwalter und derjenige, der alle Gerechtigkeit erfüllt, alle Stufen des Falles umkehrt, sowohl der Menschen als auch der Engel, sie Schritt für Schritt überwindet, richtet und geraderückt, uns Menschen und aller Schöpfung zum Heil.

Ihm sei Ehre, Lob und Gesang in Zeit und in Ewigkeit.



Jahresrückblick 2023

– von Vater Lazarus –

Winter

Seit alten Zeiten kennt die Mythologie die Analogie von Mensch und Baum. Beide sind aufrecht zwischen Himmel und Erde gespannt; beide bedürfen der Wurzeln um zu leben. Je tiefer die Wurzeln, desto schöner die Kronen. Und noch ein gleiches: im Winter ruht das Außenwerk, weder Blätter noch Blüten, noch Früchte erscheinen – das Leben des Baumes ist im Unsichtbaren, schöpft in der Tiefe. So ist auch für uns der Winter eine Wurzelzeit. Das ist hier im Weihstiz nicht anders als in vielen anderen orthodoxen Klöstern. Die Zeit zwischen Ostern und Weihnachten fordert beständiges Geben, Schaffen, Hervorbringen; der Winter aber schenkt in der Stille das Empfangen; die Zeitqualität ruft zur Tiefenarbeit. Das ist ja keine Untätigkeit, kein Müßiggang, aber es ist anders. Natürlich müssen in dieser Zeit auch Buchführung, Steuererklärung und Jahresberichte erledigt werden, und vieles, was im Sommer notgedrungen liegenblieb, ist jetzt aufzuarbeiten. Vor allem aber ist es eine gute Zeit der Vertiefung und Rückbesinnung auf das Eigentliche der Gottesweih. Die stillen Gottesdienste des Winters und die frühe Dunkelheit machen es leicht, ins Herzensgebet zu gehen, die Nächte sind länger. Die Hochfeste dieser Zeit weisen eine Bewegung von oben nach unten auf: das Kommen Gottes auf die Erde zur Weihnacht, das Hinabsteigen des Gottmenschen in die Fluten des Jordan zur Gotterscheinung (Theophanie), die dann von einer ersten Bewegung nach oben beantwortet wird, nämlich der Darstellung Christi im Tempel, wo das Kind ja buchstäblich erhoben wird.

Ende Januar überbrachte Vtr. Stephan aus Amersfoort eine Heilig-Kreuz-Reliquie – ein kleines Stück vom Baum des Lebens. Sie wird nun im Morgenlob der Kreuzesfeste in den Inneren Tempel getragen und verehrt.

Zum zweiten Mal kamen drei mazedonische Gerüstbauer aus Hamburg und bauten die von Fa. Dubiec für die Bauzeit unentgeltlich zur Verfügung gestellten Gerüste auf, ebenfalls unentgeltlich.

Prof. Dentschewa aus Sofia hat die Korrekturlesung des Wulfilabuches abgeschlossen und wichtige Hinweise zur aktuellen Debatte zum Begriff »deutsch« gegeben. Es ist bemerkenswert, daß die gotischen Wörter *thiuda* und *thiudisko*, die in der Wulfilabibel vorkommen, in dieser Debatte praktisch unbeachtet bleiben, und die Verwendung des mittellateinischen Lehnwortes *theudisco* in der karolin-

gischen Zeit mit ganz absonderlichen Theorien „erklärt“ werden. Die naheliegende Vermutung, daß es aus dem Gotischen bzw. Langobardischen entlehnt worden sein dürfte, nachdem die Goten fast 100 Jahre lang, und zu jener Zeit die Langobarden in Italien herrschten, bleibt hingegen unausgesprochen. Vater Abt, Vater Symeon und zeitweise auch Odulf sichteten die einschlägige Literatur möglichst vollständig, um einen Gesamtüberblick zu gewinnen.

Die Arbeit an der Buchausgabe des „Kleinen Stunden- und Gebetsbuches“ ist vorangekommen und könnte, so Gott will, 2024 abgeschlossen werden.

Bevor der Gästebetrieb wieder begann, kam noch ein Abstieg zu den Wurzelgründen des Christentums in unserem Lande, des behufs wir einen Konventsausflug nach Ostfalen unternahmen. In Quedlinburg, der nach Regensburg zweiten Hauptstadt des frühmittelalterlichen Deutschen Reiches, besuchten wir die Stiftskirche und ihre Krypta, in der die heilige Königin Mathilde ruht, den Münzenberg und St. Wiperti. Auf dem Weg erkundeten wir die sagenhaften romanischen Kirchen in Osterwieß und Hamersleben sowie den Saalberg bei Hornhausen, Fundort des Reitersteins, der zur Altarschranke einer Kirche des 6. oder 7. Jahrhunderts gehörte, wie man in dem hervorragenden Buch „Saxones“ der Archäologin und Historikerin Ludovici nachlesen kann. In Thale erwartete uns Herr Dr. Behrens, Archäologe und Gründer der Nordharzer Altertumsgeellschaft. Er führte uns durch das von ihm und seinen Mitstreitern wiederentdeckte Kloster Wendhusen samt dem Museum und den Einrichtungen des »lebendigen Mittelalters«. Als kompetenter und erfahrener Archäologe konnte er viele wichtige Fragen beantworten und kostbare Hinweise geben.

Wir waren erstaunt, wie dicht und reichlich die frühchristlichen Bodensfunde in der Harzregion und Thüringen gesät sind. Dr. Behrens nannte uns aus dem Stegreif allein aus der Gegend um Quedlinburg eine ganze Reihe an Gräberfeldern des 5.–7. Jahrhunderts mit eindeutig christlichem Fundbestand. Der vor einigen Jahren bei Gotha geborgene, mit byzantinischen und gotischen Grabbeigaben ausgestattete „Herr von Boilstedt“ ist tatsächlich nur der promi-



St. Stephan in Osterwieß

nenteste von vielen Funden, die aber bisher noch nie zu einer Gesamtschau zusammengeführt worden sind. Seitens der Archäologie wird jedenfalls eines klar: das bislang gängige, aus fränkisch-lateinischer Sicht verfaßte Geschichtsbild, nach dem östlich ihres Herrschaftsbereiches allein finstere, gottlose Heiden gelebt hätten, ist falsch und hat offenkundig politischen und ideologischen Zwecken gedient.

Das gilt auch für die Geschichte der Sachsenkriege (772–805). Über die Namensforschungen gelang dem Ehepaar Behrens der Nachweis, daß die Sachsenkriege Karls des Großen in den größeren Zusammenhang der Auseinandersetzungen zwischen dem alten merowingischen Königshause, seinen adligen Anhängern und anderen gesamtgermanischen Adelsgeschlechtern einerseits und dem karolingischem Dienstadel andererseits zu stellen sind. Letztere waren in Franken zwar mächtig, aber bezüglich des Königtums umstritten. Der letzte Merowinger und viele Parteigänger hatten sich nach Altsachsen verlagert, was für Karl d. Großen eine ernsthafte politische Gefahr darstellte. Die bekannte Geschichte, daß die Sachsen allesamt böse und treulose Heiden gewesen seien, war eigentlich nur die propagandistische Begleitmusik zu den fränkischen Kriegszügen, um die eigenen Leute zu mobilisieren. Diese etwas andere Sicht der Dinge hat natürlich weitreichende Folgen und wird durch die vielen christlichen Bodenfunde in Altsachsen bestätigt, die weit vor den Sachsenkriegen zu datieren sind. Wenn Heimatforscher, wie unser inzwischen verstorbener Freund C.C. Sumpf, sagten, daß es in Altsachsen lange vor Karl d. Gr. Christen gegeben habe, ist das stets als unsinnige Hypothese abgetan worden. Heute ist es bewiesene Tatsache.

In Halle besuchten wir das Museum für Vor- und Frühgeschichte mit seinen überragenden Ausstellungsstücken. Unser Augenmerk galt vor allem den frühchristlichen Funden des Thüringerreiches (bis 532) und danach, die sehr angemessen und ausführlich dargestellt werden. Die Entdeckungen und Einsichten jener fruchtbringenden Tage haben wir festgehalten und später in dem Heft „Neues zur orthodoxen Spurensuche“ zusammengetragen.

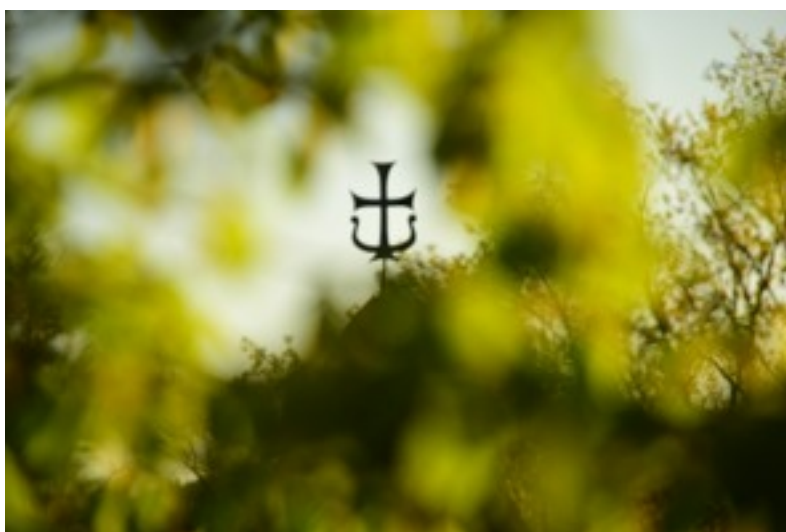
Frühling

Zu Marien Verkündigung erschien das erste Grün an Baum und Strauch, und mit ihm der stetige Strom der Gäste und Helfer – bis im Spätherbst die letzten Blätter von den Eichen fielen. Gott sei Dank nahmen sich viele unserer Familien und Freunde Zeit, um beim Kirchbau mitzuhelfen.

Vater Abt schrieb in dieser Zeit zwei wunderschöne Hymnen zu Mitpfingsten und überarbeitete den »Bräutigam« für die Karwoche.



Nachdem der Kachelofen in der Halle aus Sicherheitsgründen nicht mehr benutzt werden durfte, bauten die Altväter während der Großen Fasten an dessen Stelle einen wunderschönen Sandsteinkamin nach eigenen Entwürfen. Das Innenleben lieferte Firma Wittmann aus Albaren. Erstmals wird es nun auch im Winter so warm, daß der Raum benutzbar bleibt – obgleich wir auch, wenn keine Gäste da sind, uns meist in der Küche aufhalten um Holz zu sparen. Das Gesims trägt einen Fries mit einem Sonnenkreuz, das von zwei kleinen Drachen bewacht wird, die nicht nur Feuer und Wärmewellen, sondern kunstvoll daraus sich windende Blumenornamente speien.



In der Osternacht empfangen Christoph, Adelheid, Isidor, Markus und Daniel das Mysterium der Erleuchtung. Auferstehungstag! Himmel und Erde jubeln, und auch wir Christen ob der Überwindung des Todes, der Rettung Adams in Christo.



Sommer

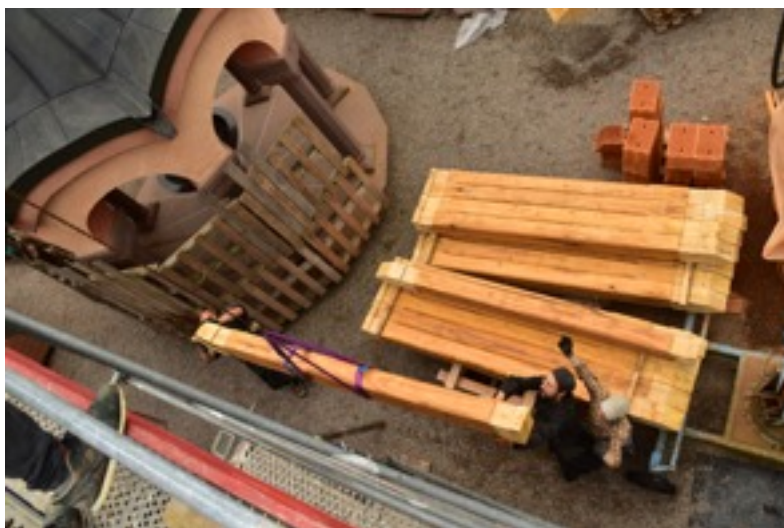
Im Mai und Juni mauerten Vtr. Symeon und Vtr. Attala den Bogengang des Gartenhauses zu Ende und gossen mit einigen treuen Helfern den Ringanker über den Bögen. Im August wurden dann noch die Balken gelegt und verdielt, so daß dort das Gerüst endlich abgebaut und alles mit Planen abgedeckt werden konnte. Das Erdgeschoß des Gartenhauses ist so vor Wasser geschützt.

Auch in diesem Jahr forderte die Kirchbaustelle alle Kräfte. Thormwald zimmerte die noch fehlenden Bogenlehren für die Kirche. Ein treuer Klosterfreund hatte die Deckenbalken für die Seitenschiffe und die Vorhalle gestiftet und gleich nach

Ostern angeliefert. Das endgültige Zurichten der schweren Eichenbalken führte Vater Symeon in Ottenstein aus, unter Anleitung von Uli Frick. Wegen Lagerschäden mußten die Balken dann vor Ort nochmals geschliffen werden. Nach dem Glen wurden sie mit dem MiniKran hochgeschafft, auf Schwellhölzer gesetzt und die Zwischenräume ausgemauert. Darüber kamen Eichendielen und Raupund als zweite Lage. So haben die Seitenschiffe der Kirche bereits ihre endgültige Decke. Alles wurde mit Gewächshausfolie wasserfest abgedichtet.

Herr Dietrich aus Schwaben, langjähriger Klosterfreund, brachte einen Lieferwagen austrangierter Teppichmatten, mit denen die Flächen geschützt wurden, so daß wir darauf weiterarbeiten und Gerüste stellen können.

Nach diesen aufwendigen zimmermännischen Vorarbeiten mußten aus statischen Gründen die vierungsnahen Mauern durch eine zweiten Ringbalkenebene zusätzlich ausgesteift werden, um die darunterliegenden Bögen in der Krypta zu entlasten. Nun konnten die Väter ans Mauern des Obergadens gehen. Vater



Symeon zog mit Wasserwaagen und Sezhammer von einem Bauabschnitt zum nächsten und setzte alle Ecksteine von denen aus die Schnüre für die Mauerzeilen gespannt werden. Die mauerte Radu ebenso gründlich wie behende aus, so daß es fast ein freudiger Wettlauf war. Die klassische Arbeitsaufteilung von Ecksezer und Streckenmaurer bewährte sich auch dieses Jahr. Beide Aufgaben erfordern jeweils ihre ganz eigene Aufmerksamkeit und Anspannung. Vtr. Abt beschränkte sich auf Fensterbögen und die von drei hohen Fensterchluchten durchbrochene Altarapsis. Als es an die Halbkuppel ging, kam rechtzeitig Wandergeselle Herbert dazu, der eigens an diesen komplizierten Arbeiten interessiert ist, die man sonst nur noch in der Denkmalpflege oder eben auf sehr außergewöhnlichen Baustellen wie Buchhagen macht. Alle Schwierigkeit wurden gemeinsam gemeistert. Als der letzte Stein

die Ostapsis schloß, waren alle tief bewegt. Einen Augenblick lang schien es, als schaue die allheilige Mutter Gottes schon milde aus der Apsiskuppel auf uns, wo einst ihr Bildnis erscheinen soll.

Alle diese Arbeiten hätten ohne die vielen freiwilligen Helfer nicht so zügig durchgeführt werden können. Die Mutter Gottes Ökonomissa, deren Ikone sich, wie in der Megisti Lavra auf Athos, im Vorratsraum der Klausur befindet, richtete es so ein, daß den ganzen Sommer über junge Männer als Praktikanten und freiwillige Bauhelfer zu Gast kamen, Steine heranschafften, zuschnitten, oder auch im Hintergrund im Garten und Gelände bei den anderen sommerlichen Arbeiten halfen. Für einen guten Monat halfen Niklas und Silas, beides Schulabgänger aus Hessen, sowie Jakob und Lukas aus Rumänien. Der 17-jährige Lukas ist begeisterter Kirchengänger in Arat, wo er auch das orthodoxe Gymnasium besucht. Er zeigte uns ein Notenheft mit rumänischem Kirchengesang, wo sein Professor ein eigenes Zeichen für die Erhöhung um $\frac{1}{4}$ -Ton benutzte, weil dort offenbar auch die Obertonquarte benutzt wird. So wundert es nicht, daß Lukas vor allem die Chorproben auffog wie ein Schwamm und in die Theorie des naturtönigen Kirchengesangs eintauchte. Kaum weniger eifrig zeigte er sich beim Lernen der deutschen Sprache, die in seiner Familie teilweise noch bis vor zwei Generationen Umgangssprache war. Zwei Wochen lang halfen zwei holländisch-orthodoxe Jungen. Zwei andere wurden Glaubenschüler. Gregor und Anna Johnson aus Arizona verbrachten mit fünf ihrer acht Kinder ihre Sommerferien in der Nähe des Klosters und besuchten die Gottesdienste. Ende Juli kam der



Die Praktikanten Lukas und Niklas bei einem der beliebtesten Dienste.

Chorleiter einer dänisch-orthodoxen Gemeinde, um die Bildeprinzipien unseres deutsch-orthodoxen Kirchengesangs zu erlernen, die er analog auf den dänisch-orthodoxen Kirchengesang anwenden möchte.

Ende August begaben wir uns für einige Tage auf die Spuren des frühen Christentums nach Thüringen. Wichtige Stationen waren das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Weimar, die mit Kirchen reich gesegnete Stadt Erfurt, und das vormalig bedeutende Benediktinerkloster Paulinzella.

Nach der Rückkehr hatten wir zunächst die traurige Pflicht, unseren früheren Familiaren Bernd Staigies aus Hannover auszussegnen und auf dem orthodoxen Teil des Buchhäger Friedhofes zu bestatten. Mit viel Liebe wurde alles von seiner Wahlfamilie und Freunden aus Hannover organisiert und begleitet.

Vergehen und Werden, Abschied nehmen und begrüßen, aber alles dankbar und in Gott ... Eine große Freude ist es, daß etliche unserer jungen Familiaren jetzt heiraten und Familien gründen. Da wir nach athonitischer Überlieferung im Kloster selbst keine Hochzeiten feiern, geschieht das in befreundeten orthodoxen Kirchgemeinden. Die ersten Kinder konnten wir schon in Buchhagen taufen, die nächsten sind unterwegs, Gott sei Dank.

Für den Kirchbau hatten wir uns als Jahresziel die Fertigstellung des Hauptschiffes gesetzt. Wandergeselle Fabian, der schon letztes Jahr 3 Wochen dabei war, traf rechtzeitig ein und war mit seiner besonderen Sorgfalt eine Säule der Baustelle. Dank Thormwaldens Vorarbeit standen die erforderlichen Leeren bereit, so daß die Wölbungen zügig vorankamen.

Zu viert ging es dann an die großen Vierungsbögen, wobei auf jeder Seite jeweils außen und innen ein Mann arbeitete, um einen Bogen am Tag fertigzubekommen. Da dort schließlich der Kirchturm stehen wird, waren wir mit Ernst bei der Sache, und der Altvater achtete streng darauf, daß alle Fugen sorgfältig ausgemörtelt wurden. Vater Attala versorgte wie ein zweiter Herkules in unglaublicher Stetigkeit alle mit Speis in den verschiedensten Qualitäten (Normalmischung / Sandsteinmischung / Gewölbemischung), oft 11, 12 Stunden am Tag. Mit zunehmender Höhe wurde natürlich auch der Transport von Speis und Ziegeln immer aufwendiger. Ständig mußten Gerüsteangepaßt, hier abgebaut und dort aufgebaut werden. Die von Georg Petau zur Verfügung gestellten Aufzüge innen und außen waren dabei von größtem Nutzen.

Während Herbert über der Kuppel der Altarapsis die zweite Ziegelschicht aufbrachte, mauerte Vtr. Abt mit Fabian die Apsiskuppel des Südchores – ohne Verschalung, freihändig mithilfe einer Zirkellatte – wobei viele Details in den Abläufen zu beachten sind, damit das Gewölbe nicht einsackt und die frisch gesetz-



Eine Dreierarkade läßt abends das Licht der Westfenster bis in den Inneren Tempel fallen. Als architektonisches Zitat erinnert sie an die Königsemporen der karolingischen und ottonischen Zeit. Fabian und Herbert mauern die Bögen.

ten Steine nicht abrutschen. Die Gesellen waren mit großer Aufmerksamkeit bei der Sache und mauerten dann selbständig die Apsis des Nordchores.



Über einer beweglichen Latte entsteht die Halbkuppel der Südapsis.

Herbst

Mitte Weinum (Oktober) war die Endhöhe der Hauptschiffe erreicht, und die Wandergesellen reisten wieder ab. Die oberste Reihe bilden sogenannte U-Schalen, die gemäß Statik mit reichlich Baustahl bewehrt und schließlich mithilfe des „Rüffelwagens“ mit Beton ausgegossen und verdichtet wurden. Das Setzen der letzten U-Schalen im Osten entwickelte sich zu einem wahren Kampf mit Witterung, Geistern und Materie. Nur an einer Stelle war ein Zugang geblieben, oben konnten wir uns nur noch in den U-Schalenkanälen über dem bereits geflochtenem Baustahl bewegen. Speis und Steine mußte einzeln heranbalanciert werden, teils über Männerkette durchgereicht. Dazu kamen heftige Windböen und

Regenschauer. Mit viel Ausdauer, Achtsamkeit und Gebet saßen dann irgendwann sämtliche U-Schalen, war die letzte Fuge unter dem Schutz von Gartenschirmen ausgefüllt und alles abgedeckt. Als nach getaner Arbeit die müden Krieger wieder heruntergeklettert waren und einen letzten Blick auf das vollendete Werk warfen, brach plötzlich die Sonne durch die Wolken. Von einem dreifachen Regenbogen überspannt leuchtete die Kirche in einem schier überirdischem goldgrünem Lichte ...

Ehre sei Dir unser Gott, Ehre sei Dir.



Die Hauptschiffendhöhe ist erreicht !

Im November gelang es Vater Symeon noch, den Ansat des Bierungsturmes bis auf 9,50 m aufzumauern. Auf der Innenseite hatte Vtr. Abt schon vorher Wölbzwickel (Pendentifs) angelegt, die von der quadratischen Bierung zum Kreis überleiten, weil der Turm dann weiter oben innen rund und außen achteckig wird.



Kurz vor Weihnachten nutzten wir zwei Tage Trockenheit, um die Ringanker mit Schwarzanstrich zu versehen und mit Bitumenbahnen abzuschweißen. Mit Flutlicht ging das bis nach Mitternacht, denn am nächsten Morgen regnete es schon wieder. Auf dem Turmanatz zimmerte Vtr. Symeon später noch aus Baubohlen ein provisorisches Flachdach. Damit war denn alles winterfest.

So sehr der Kirchbau uns auch alle herausforderte und einspannte, konnte und mußte doch, Gott sei Dank, der normale Klosterbetrieb aufrecht erhalten werden. Nur der Morgengesang war werktags etwas kürzer, sonst blieb alles in seinen vom Typikon wohlgeordneten Bahnen. Die Väter Symeon und Attala hatten den Segen, auch während Vesper und Komplet weiter am Bau zu arbeiten; den Priesterdienst übernahm dann der Altvater selbst. Gäste kamen, Beichten wurden abgenommen, der Garten und die Bienen besorgt, Äpfel eingelagert, Wein gefeltert und Brot gebacken, Hecken beschnitten und Bücher versandt. Auch beide Klostermärkte verliefen dank unserer treuen Helfer wieder gut.

Beim Familiarentag Anfang Oktober berichtete Vtr. Lazarus über die archäologischen Zeugnisse des frühen Christentums in Germanien östlich des römischen bzw. fränkischen Reiches. Odulf hielt einen Vortrag zu Werk und Wirkungsgeschichte des hl. Bonifatius. Der Angelsachse wirkte nachhaltig als Kirchenpolitiker, der die Suprematie der römischen Kirche im fränkischen Reiche beförderte. Seine Verehrung als „Apostel der Deutschen“ ist jung; sie geht auf die Zeit der Gegenreformation zurück. Er war eher ein Apostel des Papsttums. Ältere orthodoxe Sitten und Bräuche der einheimischen Christen, wie etwa die Priesterhe, verurteilte er. „Gegen den erbitterten Widerstand von Volk und Klerus“, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heißt, setzte er seine Neuerungen durch und bereitete so den Boden für die mittelalterliche Kirchenstruktur in Deutschland. Von tiefer, wenn auch etwas düster gefärbter Frömmigkeit durchdrungen, starb er als Märtyrer in Friesland.

Ende Weinum fand in Berlin das zehnte Amtsjubiläum unseres Metropoliten Antoni statt. Vater Abt und Vtr. Lazarus konzelebrierten bei der Festliturgie in der Kathedrale zu Neukölln. Mehrere Mitglieder des Heiligen Synod und weitere Bischöfe waren eigens aus Bulgarien angereist, um ihrem Mitbruder Antoni Ehre und Stärkung zuteil werden zu lassen; Bischof Gerasimos, Sekretär des heiligen Synod, verlas nach der Liturgie einen Segensgruß unseres Patriarchen, Sn. Allheiligkeit Neophyt. Bei der anschließenden Tafel ward wieder herrlich gesungen; Kyprian, Bischof von Stara Sagora führte das Melos als ein zweiter Orpheus. Beim abendlichen Treffen fand sich schließlich Zeit und Muße zum Gespräch mit den befreundeten Priestern und Bischöfen.

Am gleichen Tage empfing Aidan, der inzwischen eine Familie gegründet und dessen erster Sohn, Lukas, im Buchhäger Weibsig getauft worden ist, die Weihe zum Diakon. Er dient derzeit in einer süddeutschen Gemeinde. Die Weihe fand in einem orthodoxen Kloster Norditaliens statt, dessen Abt wenige Wochen vorher mit anderen Klerikern bei uns im

Im November ist der Kirchenkalender für 2024 fertig geworden. In Ammersfoort wurde er inzwischen auch ins Niederländische übersetzt und dort für die holländisch-orthodoxen Gemeinden herausgegeben.

Zur Förderung des Kirchbaues gibt es jetzt zwei Sonderbriefmarken im Postwert von je 1,60 €; im 10-er Satz mit 2 mal 5 Marken sind sie im Klosterladen für 30,- € erhältlich.



160



160

Oft werden wir gefragt, wie es nun weitergehe und vor allem, wann denn die Kirche fertig werde. Also: Richtig fertig wird sie überhaupt nur, wenn die Heilige Dreifaltigkeit und die allheilige Mutter Gottes Maria dieses Gotteswerk weiterhin so wunderbar voranbringen wie bisher, und wenn wir und viele weitere Menschen, denen die Heiligung unseres Landes am Herzen liegt, mitwirken und es großzügig finanziell unterstützen.

Was die praktische Seite anbetrifft, müssen jetzt erst neue Gerüste auf den Seitenschiffen aufgebaut werden. Dann sollen nach Ostern, so Gott will, die Deckenbalken des Hauptschiffes zugerichtet, verlegt und darüber wieder Eichendielen und Spundbretter aufgebracht werden. Das wird diesmal alles vor Ort als Allmendwerk geschehen. Wer mit anfassen kann, möge sich melden. Die Dielen müssen schon vorher geölt werden, womit man vielleicht schon im April beginnen könnte.

Auf diese so entstehenden Flächen werden dann Gerüste aufgebaut, von denen aus wir den Bierungsturm zu Ende bauen können. Das ist von der Masse her gar nicht mehr so viel, aber es sind alles hochkomplizierte Maurerarbeiten: der Turm innen rund und außen achteckig, zwischen den Fenstern dann 8 Eckpfeiler, wo es keinen einzigen rechten Winkel mehr gibt, wo also jeder Stein zugesägt und mit äußerster Präzision gesetzt werden muß, damit hinterher auch die Glasscheiben reinpassen und der Turm nicht schief werde. Und dann schließlich die 4 Meter weite Kuppel, die wiederum über einer beweglichen Latte gemauert wird. Allein den Mittelpunkt über 6 Höhenmeter hin immer wieder richtig zu fixieren, ist eine Herausforderung.

Der nächste Schritt wäre dann der Dachstuhl samt Schalung. Zuvor müssen Turm und Ostapsis mit Fenstern versehen und verputzt werden. Sodann müssen Turm- und Apsidendach aufgerichtet und auch sogleich eingedeckt werden, weil dann dort die Gerüste abgebaut werden müssen, bevor das Satteldach des Hauptschiffes aufgerichtet werden kann. Diese Arbeiten müssen also gewerkübergreifend von oben nach unten durchgeführt und gut koordiniert werden.

Also: Alles ist ganz unsicher, und alles liegt in Gottes Hand. Die Mittel der Kirchbaustiftung sind derzeit fast aufgebraucht; viele Spenden sind nötig, auch größere, oder Zustiftungen, denn Dachdeckerarbeiten und Verputz können wir nicht selber ausführen. Wichtig ist bei alledem weiterhin unser aller Gebet, denn ohne Gott können wir sowieso gar nichts tun. Was aber bei den Menschen unmöglich, das ist möglich bei Gott.



Termine 2024

Woche der Reinigung 18. – 23.03.

Karwoche und Ostern 29.04. – 05.05.

Pfingsten 23.06.

Allerheiligen mit Lite 30.06.

Sonnabend 17.00 Große Vesper mit Verehrung der hl. Gebeine

Sonntag 8.00 Morgenlob, 10.00 Göttliche Liturgie, anschließend Lite

Familiarentag 04. – 06.10.

Spenden bitte auf das Klosterkonto:

IBAN: DE 50 2545 0110 0026 0024 28

BIC: NOLADE 21 SWB Sparkasse Weserbergland